

DER

STAND DES GEISTIGEN LEBENS

AN

DER UNIVERSITÄT WITTENBERG

DARGESTELLT

AN DEN QAESTIONES UND DEN SCRIPTA PUBLICA

AUS DEN JAHREN 1530 — 1546.

VON

OBERL. KARL HAUPT.

Der erhebenden Feier des 400jährigen Geburtstages unseres großen Reformators war die Aufgabe gestellt, unserem evangelischen Volke einmal wieder recht eindrucksvoll die segensreiche Fülle der Güter zu lebendigem Bewusstsein zu bringen, deren Wert bei der langen Gewöhnung an ihren Gebrauch man leicht zu unterschätzen geneigt ist. Diesen Zweck zu erreichen kam es zunächst darauf an, das Gemüt zu inbrünstigem Gebete und zur Dankbarkeit gegen Gott, der in seiner Weisheit dem deutschen Volke im rechten Augenblicke den Retter idealer Lebensauffassung und den Abwehrer wilden Umsturzes gesandt hat, zu erheben und zu erwärmen. Der echt protestantische Geist der lauterer Wissenschaft und unermüdlicher Forschung bethätigte sich aber auch in dem Streben der Geschichtskundigen mit den heute verfügbaren Mitteln, gestützt auf die trefflichsten Vorarbeiten von dem Standpunkte vorurteilsfreier Schätzung aus noch einmal jene große Zeit in ihrem eigentlichen Wesen und in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Kultur klar zu legen und nach ihrem weltgeschichtlichen Werte zu beurteilen.

Ihre Vereinigung haben alle auf dieses Ziel gerichteten Bestrebungen in dem Vereine für Reformationsgeschichte gefunden, der in einer ansehnlichen Reihe gediegener, auf quellenmässiger Forschung beruhender Abhandlungen einen viel versprechenden Anfang seiner Wirksamkeit gemacht hat. Durch seine Verbreitung über die ganze evangelische Christenheit läßt er den besten Erfolg erhoffen für die weitere Sicherung einer fest begründeten, weil ihrer wissenschaftlichen Voraussetzungen sicheren Ueberzeugung von dem Werte, den die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts in der That für die Förderung der allgemein menschlichen Aufgaben gehabt hat.

Ein Blick auf das trotz allen Glanzes kirchlicher Ceremonien, trotz der Fülle der Liebeswerke und kirchlicher Bauten dennoch im rohsten Materialismus versunkene Geistesleben damaliger Zeit belehrt uns über die Unvermeidlichkeit des Zusammenbruches. Liefs doch auch das durch eigene Schuld so tief gesunkene Ansehen des Papstes und des gesamten Klerus ein rettendes Eingreifen von dieser Seite her als eine Unmöglichkeit erscheinen. Ebenso wenig war von dem damaligen Bürgertume, das ohne große politische Gedanken gleichfalls in kleinlich begrenzten Aufgaben sich abmühte, etwas allgemein Erspriessliches zu hoffen. Noch weniger konnte man auf den Ritterstand rechnen, der sich missmutig zurückzog von der Teilnahme an einer Neugestaltung der sozialen und politischen Verhältnisse, welche seinem Ansprüche auf Geltung so ungünstig war, ja seinen eigennütigen Zielen gerade entgegenarbeitete. Der Bauer gar in seiner jetzt drückenden Abhängigkeit von weltlichen und geistlichen Herren verharrete gegenüber allen allgemeineren Fragen in der Teilnahmlosigkeit und Gleichgiltigkeit, die seit einem halben Jahrtausend, seit dem Niedergange seiner kriegerischen Kraft unter dem unglücklichen Kaiser Heinrich IV. sein trauriges Erbteil geworden war. Das Kaisertum endlich hatte seit dem Zusammenbruche des hohenstaufischen Idols gleichfalls den inneren Zusammenhang mit dem Leben der Nation verloren, und das unter der Gunst der Zeiten Schritt für Schritt emporkommende Landesfürstentum ging noch ganz auf in seinem Ringen um die Grundlagen seiner erst später so einflussreichen Machtstellung.

So standen in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts die zum Helfen berufenen Kreise, ein Kaiser Maximilian, in dem das Volk trotz aller Täuschungen den längst erwarteten Erretter,

den neuen Kaiser Friedrich zu sehen nicht ermüdete, mitsamt seinen Fürsten und Beratern und alle die mit Reformversuchen an die kirchlichen Schäden herantretenden Kleriker ratlos dem immer mehr steigenden Übel gegenüber.

Dem deutschen Reiche, das unvermeidlicher Zersplitterung verfiel, war nicht zu helfen, weil die einzelnen Stände in ihrem tief gewurzeltten gegenseitigen Misstrauen den Ton der Verständigung nicht mehr finden konnten. Und die vielgerühmten Reformen des kirchlichen Lebens beschränkten sich der im Klerus nun einmal herkömmlichen Auffassung entsprechend nur auf Vorschriften der äußerlichen Zucht und auf kleinliche Maßregelungen, zufrieden, wenn die Mönche die vorgeschriebene Tischzucht, die bestimmte Farbe der Kutte, die Fasten genau beobachteten. So mutet uns eigentümlich an das Missverhältnis, in welchem die aufgewendete Mühe und der tiefe Ernst zu den erstrebten Zielen steht, und unbestreitbar ist der Schluss, daß die überlieferten Anschauungen mit ihrer vollständigen Unkenntnis der das Leben und seine Bethätigung leitenden geistigen Kräfte ganz unfähig waren in diesem Gewirre und in der überall herrschenden Ratlosigkeit durchgreifend zu helfen. Wie die französische Regierung und Verwaltung am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, so mußten die deutschen Stände und die römische Kirche um 1500 schon durch ihr eigenes Verhalten ihren vollständigen Bankrott eingestehen.

Entsprechend ihrem nationalen Charakter kam den Franzosen die Befreiung von dem drückenden Alp der Strafsendemie in Gestalt des welterobernden Militärdespotismus — das tiefe deutsche Gemüt fand in dem urkräftigen Bauernsohn Thüringens den nationalen Helden, dem es vermöge seines allbeherrschenden Geistes gelang, all die wilden Sturzbäche politischer, sozialer und kirchlicher Umsturzideen, die sich jetzt, beim Mangel aller Leitung von oben her, mit drohendem Brausen zu regen begannen, in den einen Strom der religiösen Reform zu leiten.

So ist die protestantische Kirche der Eckpfeiler geworden, an den sich der Neubau des vollständig zerrütteten staatlichen Lebens in Deutschland und die Wiederbelebung des reinen wissenschaftlichen Sinnes anschließen konnte. Glückselig durchgeführt hat Luther, der gewaltige Rufer im Streite, diese seine heilige Mission der Errettung seines Volkes, weil er durch die eigenste Erfahrung über die Unzulänglichkeit der bestehenden Kirche belehrt, rücksichtslos den Kampf des ernsten deutschen Gewissens gegen romanische Oberflächlichkeit und politisch-praktische, aber doch schwächliche Klugheit aufzunehmen wagte.

Ist es nun beim Anblicke dieses gigantischen Ringens, aus welchem der ganze Inhalt des modernen geistigen Lebens, unseres Fühlens und Denkens erwachsen sollte, dem Protestanten zu verdanken, wenn er in den Stiftern seiner Kirche und ihrer erlösenden Lehre zugleich auch die Heroen der Wissenschaft verehrt? Wie selbstverständlich kommt es uns vor, daß Luther, der den Bann der Scholastik durchbrechend der selbständigen Forschung wieder ihr Recht erkämpft, der die Menschheit gelehrt hat, der selbsterkannten Wahrheit ohne Bedenken wieder und offen ins Gesicht zu sehen, nun auch auf allen Gebieten geistigen Lebens bahnbrechend gewirkt haben mußte. Und Melanchthon, der als *praeceptor Germaniae* verehrte Schüler des Humanisten Reuchlin, sollte der nicht das Wehen des klaren Geistes eines Plato und Aristoteles in einem langen Studienleben so tief empfunden haben, daß alle Spuren mittelalterlichen Aberglaubens hinweggefegt, alle ängstlichen Rücksichten dem lauterem Herzen fremd geworden wären?

Wankend machen kann uns aber in diesem liebevollen Urteile schon die Betrachtung, daß nach den hellen Zeiten der frisch aufstrebenden Reformation bald der finstere Geist einer neuen Scholastik Raum gewinnt, daß Verfolgungswahn und Glaubenshaß die Annalen der Kirchengeschichte füllen, bis die Schrecken des großen Krieges allen geistigen Besitz einer glücklichen Vergangenheit hinweg zu nehmen scheinen und das umdüsterte Gemüt dem Aberglauben und der Verzweiflung von neuem zum Opfer fallen lassen. Befruchtet ist dann nach langer trauriger Öde der deutsche Geist wieder von den inzwischen ungestört entfalteteten Errungenschaften des angelsächsischen Brudervolkes jenseits des Kanals, so daß man sich dazu verführen

lassen könnte, den Zusammenhang unserer heutigen Bildung mit jener kirchlichen Bewegung des 16. Jahrhunderts überhaupt zu bestreiten.

Aber welchen Faktoren anders hat wiederum England zumeist seine politische Größe und seine geistige Entwicklung zu danken als den Einflüssen, welche die Reformation und ihre Ideen auf das Denken der Nation und auf die Ausgestaltung der führenden Charaktere gehabt haben? Und das durch die eigennützig-politische seines habsburgischen Kaiserhauses darnieder-geworfene protestantische Deutschland selbst ist vor geistigem Marasmus und vor der Verzweiflung bewahrt durch das liebevolle Einleben in die Trostesworte der lutherischen Bibel, die in jenen schlimmen Zeiten der härtesten Bedrängnis den einzigen Halt den gequälten Herzen ge-währte. Wie aber auch in Erziehung und Wissenschaft die besten Gedanken der Reformation wirksam geblieben sind, das beweisen die gerade in die wildesten Stürme des 30jährigen Krieges fallenden Bestrebungen eines Ratke und Evenius und die durch solche Vorbilder angeregte Wirk-samkeit des Herzogs Ernst von Gotha, des Bet- und That-Ernst, der durch seine Methodus dem thüringer Lande die Führung in der sich neu entwickelnden pädagogischen Wissenschaft erworben und unmittelbar auf Aug. Herm. Franckes Anschauungen eingewirkt hat. So ist die Nation in der That immer in Zusammenhang geblieben mit dem reinen Lebensquell, den Luthers schöpferische Hand ihr dereinst geöffnet hatte, sie hat sich bewahrt die Innigkeit des religiösen Lebens und das echt protestantische Streben nach geistiger Vervollkommnung und damit sich dauernd erhalten die gesunden Grundlagen aller weiteren Errungenschaften.

Hierauf müssen wir die Anforderungen an die Leistungen der großen Stifter unserer Kirche und der neuen Bildung beschränken. *Die drückendsten Fesseln, die am peinlichsten den Geist der Nation niederhielten, haben sie mit elementarer Kraft zersprengt, der wissenschaft-lichen Forschung haben sie die freie Bahn eröffnet durch Einsetzung der Vernunft in ihre Rechte und durch Aufstellung des Prinzips der unbedingten Wahrheit.* Ein Vorbild unentwegten Aus-harrens und Kämpfens für die als richtig einmal erkannten Grundsätze haben sie allen nach-folgenden Geschlechtern aufgestellt. Aber auch *sie* waren Kinder ihrer Zeit, auch auf *sie* wirkten die Anschauungen ihrer Erziehung, der Geist der Umgebung und die Verhältnisse mit unmerk-licher Gewalt; und zumal sie so ungeheure Massen von Schutt und verbrauchten Ansichten zu beseitigen hatten, ist es wol erklärlich, daß sie noch nicht auf der Höhe selbst stehen konnten, die mit Mühe und nach abermals langen Kämpfen zu erklimmen erst der späteren Zukunft ver-gönnt sein sollte.

Diese Erwägungen nun bieten uns den einzig richtigen Maßstab für Beurteilung der Leistungen dar, welche in den von Jüngern der Wissenschaft vor versammelten Vertretern der Universität gehaltenen *Quaestiones* d. i. in den ausführlich motivierten Bitten um Auskunft über allerlei interessante Gegenstände des Wissens uns vorliegen. Zur weiteren Ausführung des Bildes haben wir die *Scripta publica* herangezogen, in denen Edikte der Rektoren und eine Reihe von Bekanntmachungen der Professoren selbst über die von ihnen beabsichtigten Vorlesungen zu-sammengestellt sind. Da nach dem rhetorischen Brauche der Zeit diese Mitteilungen immer in ausführliche Lobpreisungen all der Vorteile übergehen, welche dem Teilnehmer aus dem betr. Studium erwachsen, und da vielfache Betrachtungen über augenblickliche Gegenstände des all-gemeinen Interesses eingeschoben sind, so bieten sie uns gleichfalls eine willkommene Menge lehrreicher Beobachtungen, die wir, wo es sich als thunlich erwies, durch Zurückgehen auf ausführ-liche Abhandlungen des *Corpus Reformatorum* abschließend ergänzt haben.

Hohes Interesse bietet dieses Eingehen auf das Einzelne der Leistungen, weil wir hier einmal Gelegenheit finden, den modernen Geist bei seiner Erstlingsarbeit zu beobachten, weil wir sehen, wie er bei schrittweiser Entwicklung tieferer Einsicht sich bemüht die Fesseln einer langen Knechtschaft abzuwerfen, wie ihm die Freude des Gelingens neue Kraft zu weiterem Ringen schafft, während er dagegen auch auf manchen Gebieten, plötzlich erlahmend, auf halbem

Wege stehen blieb, auf anderen wieder gar keinen Versuch der Befreiung zu unternehmen gewagt hat. Überall aber tritt uns entgegen eine Freude an dem neuen ungewohnten Werke und ein harmloses, kindliches Selbstvertrauen, wie es den ersten Schritten auf neuen Bahnen eigentümlich zu sein pflegt und ihnen den Eindruck des frischen unmittelbaren Schaffens erwirbt.

Zunächst machen wir diese Beobachtung bei der Frage nach *dem Einflusse*, welchen die *Himmelskörper auf das Leben der Erde* haben, bei einer Frage also, die in damaliger Zeit von größter Bedeutung für alle Seiten des praktischen Lebens war und deren schrittweise Ausgestaltung und sich mehr und mehr läuternde Beantwortung zugleich die Bahnen durchläuft, welche uns ein Zeugnis darbieten für die Richtigkeit des in der wissenschaftlichen Erkenntnis und ihrer Entwicklung überhaupt geltenden Gesetzes. Danach ist eine zu jungem Leben erwachende Zeit immer geneigt in kindlicher Übereilung die schwierigsten Probleme der Wissenschaft sofort als gelöst anzunehmen, ohne die Möglichkeit eines anderen Zusammenhanges der Kräfte und anderer Ziele auch nur zu ahnen. Gesteigert wird dieser Hang, wenn infolge irgend welcher Ursachen die Gemüter noch ganz besonders erregt sind und wenn gewichtige Stimmen zu hastiger Verbreitung des Wahnes treiben. Gerade wie dereinst in den poesiereichen Zeiten der Kreuzzüge, treten diese beiden Bedingungen in der europäischen Bevölkerung gegen Ende des 15. Jahrhunderts wieder hervor. Erzeugt durch die auf allen Gebieten des Wissens und des praktischen Lebens plötzlich neu gefundenen Gedanken und Erscheinungen entsteht in den bisher so stillen Gemütern ein unruhiger Trieb zum Phantastischen und Ungewöhnlichen. Je rücksichtsloser irgend ein Gebilde den natürlichen Gesetzen widerspricht, um so mehr Gläubige und Verehrer fallen ihm zu. Dazu trat nun der Einfluß der damaligen Kirche, die in der Unterstützung der Wundersucht die eigene Geltung zu steigern und gegenüber etwa auftretenden Gefahren zu sichern wähnte. So hat denn dieser Zug die auffallendsten und, was den Hexenwahn betrifft, lange Zeit für die Christenheit schmachvollsten Blüten getrieben und haben durch ihn viele Vertreter der Reformation die feste Überzeugung von einem unmittelbaren Einflusse der Gestirne und ihrer Kräfte auf die weltgeschichtliche Gestaltung des irdischen Daseins, ja sogar auf Schicksal und Entwicklung des Einzellebens überkommen.

Es will uns so scheinen, als ob namentlich der Kreis des im allgemeinen für etwas ängstlich geltenden Melanchthon diesen Wahn mit Vorliebe gepflegt hätte. Ist es doch von Luther auf das bestimmteste überliefert, daß er zwar auch kein Anhänger des Kopernikus gewesen, aber doch in scharfem Gegensatze zu Melanchthon die Wahrheit der *Astrologie* bestritten habe mit der Berufung auf die Verschiedenheit im Charakter der Zwillingsbrüder Esau und Jacob, die doch beide in derselben Zeit, also unter derselben Konstellation geboren seien.

Während in den heiligsten Fragen aller Zusammenhang mit der Überlieferung zerrissen wurde, während man sich kühn lossagte von den seit einem Jahrtausend geltenden Anschauungen in Religion und Kirche, da genügte wohl weniger tief angelegten Geistern der einzige Ersatz noch nicht so recht, welchen nach Luthers Absicht das Wort Gottes und die lautere Predigt den Herzen bieten sollten. Sie suchten auch sonst nach Anknüpfungspunkten an höhere Mächte und fanden sie in diesem über das ganze Volk bereits verbreiteten Aberglauben, welcher, ihnen selbst von Kindesbeinen an eingepflicht, sich darstellte als ein willkommenes Vermittlungsglied mit jenen altüberlieferten Anschauungen, deren Zusammenhang Luthers Auftreten und der Losbruch seines heiligen Zornes so jäh zerrissen zu haben schien.

Zwar ging Melanchthons biegsames Wesen, ganz bewältigt von dem allbeherrschenden Geiste des Leiters zunächst gern und leicht auf die neuen Anschauungen ein, die er seit 1518 mit eigenen Augen sich hier in Wittenberg so lebensfrisch entwickeln sah und an deren Klärung und Formgebung er selbst so lebhaft beteiligt war. Aber die Zurückhaltung, welche die hauptsächlichsten Vertreter des Humanismus trotz ihres stets offen ausgesprochenen Abscheus vor den kirchlichen Missbräuchen — sind doch noch neben dem schon früher, 1509, verfassten „Lob der Narrheit“ des

Erasmus erst 1530 vollendete Colloquia reich an drastischen Satiren gegen die Mönche — dem neuen Werke gegenüber dennoch beobachtet haben, lässt uns vermuten, dass auch dem milden Sinne des Pfälzers oft wohl Bedenken darüber aufgestiegen sein mögen, ob denn Luthers grimmer Losbruch gegen Lug und Trug des Antichristen nicht der Pflege der schönen Wissenschaften und Künste gleichfalls schädlich werden möchte. Über diese Bedenken sich selbst zu beruhigen, wird Melanchthon nicht müde, den engen Zusammenhang der vera doctrina mit den bonae artes et literae zu betonen und die gleichmäßige Pflege dieser beiden Gebiete als Pflicht der ecclesia hinzustellen. Schliesslich sollte er allerdings gegenüber allen Verdächtigungen eines Erasmus und verwandter Schöngelister Süd- und West-Deutschlands, denen das tiefere Verständnis für religiöse Interessen überhaupt abging, vollkommen Recht behalten. Ist es ihm doch auch gelungen, Luther selbst von der wahren Bedeutung des als Vertreter der öden Scholastik anfangs so hart verurteilten Aristoteles zu überzeugen und den Freund dauernd mit der Pflege der Geisteswissenschaften, der bonae artes, zu versöhnen.

Aber während der Bergmannssohn trotz seines Teufelwahnens, der nicht ein Erzeugnis der Angst vor dunkeln Mächten war, sondern bei allen Bethätigungen einen streitbaren Charakter trägt, sich doch über die Schwächen der Zeitanschauung freien Geistes erhebt und sich hier niemals abhängig zeigt, sehen wir den gelehrten Professor der griechischen Sprache mit ganzem Herzen in der für uns so demütigenden Verehrung der *Astrologie* als festbegründeter Wissenschaft in einem solchen Grade befangen, dass wir diese Geistesrichtung bei Schilderung seines Wesens nicht ausschließen dürfen, falls wir den Anforderungen der historischen Wahrheit gerecht werden wollen. Zugleich ist ja auch in dieser Betrachtung das Bild einer bedeutungsvollen Seite der damaligen Weltanschauung mit gegeben.

Allerdings ist es richtig, dass wir in der Stellung der Gestirne zu einander einen Kalender haben, den, wie E. Mayer in seinen astronomischen Betrachtungen sagt, der Himmel selbst, das Weltall, nach seinen ewigen, unabänderlichen Gesetzen schreibt, an dem keine menschliche Spitzfindigkeit rütteln und deuteln kann und der somit allein die höchste und unerschütterlichste Zuverlässigkeit besitzt, die irgendwie denkbar ist. Auf dieses Gebiet beschränkt, ist diese Wissenschaft daher zu einer treuen Begleiterin der Geschichtsforschung geworden, die durch ihre Hilfe in stand gesetzt ist, wo hinreichendes Material vorliegt, unbedingt feste Merkzeichen der Zeiten festzustellen. Aber seitdem Menschen den Gang der Sterne beobachten, seitdem Chaldäer, ägyptische und indische Priester die Astromantie in ein kompliziertes System gebracht haben, seitdem hat bis hinein in die letzten, vom scharfkalten Luftzuge der reinen Wissenschaft bereits durchwehten, Jahrhunderte der Aberglaube das schwache Herz so gern mit dem Wahne getröstet, die in reinem Glanze strahlenden Pilger des Äthers hätten ganz besonderen Einfluss auf die Geschehnisse des einzelnen Menschen und gäben Kunde davon durch ihre gegenseitige Stellung.

So lässt auch hier in unseren Quaestiones Melanchthon nun den jungen Reiffenstein bei Gelegenheit der Doktor-Promotion des Milichius allen Ernstes die Frage behandeln, ob *die Astrologie mit der Medizin in Verbindung zu setzen sei*, und giebt ihm Gelegenheit, die alten Phantastereien unter Berufung auf die Gewährsmänner des Altertums in wissenschaftlicher Form vorzutragen.

Da die Gestirne Einfluss hätten auf den Zustand des Körpers, so sei es klar, dass die Beobachtung ihrer Stellung wichtig sei für den Arzt, der aus den grossen Veränderungen am Himmel schliessen müsse auf parallele Veränderungen in den einzelnen menschlichen Organismen. Entständen doch oft aus Veränderungen im Weltall Krankheit und Seuche auf Erden.

Das sind feststehende Grundsätze, an denen zu rütteln dem Vortragenden ganz fern liegt. Und dennoch sehen wir gerade hier an dem einleitenden Bedenken über die von den allgemeinen, weltumfassenden Wirkungen der Gestirne abweichenden Aufgaben des Arztes, der seine dem Stofflichen entnommenen Heilmittel doch stets dem einzelnen Falle anpassen müsse, wie dem

Lehrer selbst leise Zweifel betreffs der absoluten Geltung seiner Behauptungen doch auch aufsteigen, Zweifel, die weiterhin ihren sprachlichen Ausdruck finden in Zusätzen wie: bisweilen, oft etc. Offenbar sind diese Einschränkungen und schüchternen Bedenken dem Eindrucke zuzuschreiben, den die wenige Monate früher, am 27. April 1536, vor denselben Zuhörern gehaltene Quaestio des jungen Nürnberger Magister Georg Joachim *Rheticus* hinterlassen hat. Es ist der Verfasser dieser interessanten, für jene Zeit und für die hier aufgeworfene Frage hochwichtigen Auseinandersetzung derselbe Gelehrte, welcher einige Jahre später durch Wissbegierde getrieben, von der verketzerten Hochburg des Protestantismus zu Kopernikus ins streng katholisch gebliebene Bistum Ermeland gereist ist. Hier hat er es schliesslich auch durch seine ermutigende Zusprache bewirkt, das das epochemachende Werk, von welchem sich die geläuterte und zuerst wissenschaftlich begründete Kenntnis des Weltbaues herschreibt, noch kurz vor dem Hinscheiden des still schaffenden genialen Entdeckers der Öffentlichkeit übergeben wurde. Wenn also der Katholizismus bei Bestreitung des Satzes, das die Reformation die moderne Wissenschaft angebahnt und das die alte Kirche immer nur dem Aufschwunge des freien Forschergeistes sich hemmend entgegengestellt habe, sich so gern auf den Frauenburger Domherrn und auf seine epochemachende Entdeckung beruft, so erkennen wir hier den wahren Sachverhalt darin, das es allein dem protestantischen Schüler zu danken ist, wenn es trotz der religiös-kirchlichen Bedenken des grossen Gelehrten gelang, der wissenschaftlichen Erkenntnis eine freie Bahn zur Anerkennung zu öffnen. Trotz seiner abhängigen Stellung zur katholischen Kirche und jedenfalls nicht, weil er derselben angehörte, ist dem Kopernikus sein grosser Erfolg zu teil geworden.

Das nun, selbst abgesehen von diesem Verdienste, unser *Rheticus* würdig ist auch wegen seiner eigenen wissenschaftlichen Thätigkeit eingereiht zu werden unter die Zahl jener hocherleuchteten Geister, welche dem forschenden Verstande der Nachwelt die wissenschaftlichen Grundlagen gebaut und die richtigen Handhaben geboten haben, das ergibt sich unzweifelhaft aus dem Gange, den seine Untersuchung *über den Wert der Astrologie* an unserer Stelle hier nimmt.

Nachdem die phantastischen Anforderungen, welche damals das Volk an diese Wissenschaft in der noch herrschenden Befangenheit zu stellen beliebte, von denen aber auch Melanchthon wenigstens öffentlich schon nichts mehr merken lässt, mit sicherer Ruhe und Klarheit abgewiesen sind, nachdem z. B. gezeigt ist, das man einen zuverlässigen Fingerzeig zum Auffinden etwaiger Diebe von den Sternen nicht erwarten dürfe, werden als allein berechtigt aus der Stellung der Sternbilder diejenigen Folgerungen nachgewiesen, welche mit Notwendigkeit aus den die Natur beherrschenden Gesetzen sich ergeben und daher als unwandelbare Anordnungen Gottes anzusehen sind. Wie also der Arzt aus der Beschaffenheit äusserer Anzeichen auf die im Innern des körperlichen Organismus waltenden Ursachen schliesst, so ergibt sich auch dem wissenschaftlich arbeitenden Astrologen der analoge Satz, das die Sonne die Kraft zu wärmen habe, der Mond das Prinzip der Befeuchtung darstelle und das beide die dieser Beschaffenheit entsprechenden Wirkungen auch auf die animalischen Organismen im allgemeinen ausüben. Aber weiter geht er nicht, ausdrücklich und wiederholt beschränkt er vielmehr die Anerkennung der Astrologie auf das Gebiet, wo die vernünftige Erklärung aus Naturgesetzen gerade wie in der Physik alleinige Geltung hat. Alles dem forschenden Verstande Unerklärliche, Phantastisch-träumerische und Wunderbare weist er energisch ab. Zugleich hebt er mit offener Befriedigung hervor, das die übertriebenen Ansprüche, welche der unwissenschaftliche Dilettantismus an die Astrologie stelle, bei Sachverständigen vielfach Tadel fänden und das hervorragende, hochangesehene Männer diese ganze Lehre als haltlos vollständig verdammen. Beseitige doch auch die Macht der Gestirne, falls sie wirklich in dem behaupteten Grade vorhanden wäre, ganz und gar die freie Selbstbestimmung des Einzelnen.

In solchen Äußerungen tritt er uns als ein Gelehrter ganz modernen Geistes entgegen,

der es einmal gewagt hat vor feierlicher Versammlung der gelehrten Vertreter der Universität die Errungenschaften seiner Forschung darzulegen, unbekümmert um die Vorurteile und um die abweichenden Meinungen seiner meist noch der herrschenden Auffassung unterworfenen Zuhörer. Haben doch Melanchthon und Paul Eber in der von ihnen veranstalteten Ausgabe unserer Quaestiones unmittelbar auf diese Darlegungen jene Fabeleien des jungen Reiffenstein folgen lassen, der, wenn auch nicht mehr mit der alten Sicherheit, doch immerhin im ganzen, wie wir gesehen, den alten astrologischen Wahn wieder verherrlicht. Aber daß sie bei der Auswahl der Abhandlungen, durch welche sie nach den Ausführungen der Vorrede den Beweis dafür beibringen wollen, daß hier in Wittenberg Ernst und wissenschaftlicher Sinn in den Studien herrsche, auch die abweichende Ansicht des zur Zeit der Herausgabe, 1557, längst nicht mehr hier weilenden Rhetikus berücksichtigt haben, diese Unparteilichkeit zeigt uns deutlich, daß die wissenschaftliche Auffassung der ganzen Frage doch schon mehr und mehr Anerkennung fand und daß in der That die unbeschränkte Geltung des uns heute so schwer verständlichen Aberglaubens nicht mehr so ganz zu Recht bestanden hat.

Aber auch dazu wird uns Gelegenheit geboten, den Zusammenhang der Vorstellungen zu erkennen, aus denen dieser astrologische Wahn seine Erklärung finden kann, und einen Einblick zu thun in die zu jener Zeit geltende Auffassung der Welt und der Stellung des Menschen zu den ihn umgebenden und sein Dasein bestimmenden Mächten. *Erasmus Reinhold* entwickelt im Jahre 1540 in seiner *Aufforderung zum Belegen der Theorica Purbachii*, die als Einleitung in das Studium der Astronomie gelten, den Satz, daß nichts casu, ohne Zweck, geschehe und daß die vorhandenen Erzeugnisse des Schöpfers doch einen bestimmten Zweck haben müssen. So dient eine zum Heile der Weltbildung erkannte philosophische Wahrheit hier dem schwachen, im blinden Wahne seiner Zeit ganz befangenen Menschen als Stütze seiner an sich haltlosen Vorstellungen und behindert durch den falschen Schein exakter Forschung gerade den erstrebten Fortschritt im Erkennen der Wahrheit.

Denn nun beschränkt ja der noch ganz in der melanchthonischen Auffassung befangene Gelehrte die Wirksamkeit jener Gestirne auf den Gesundheitszustand des Menschen allein, der ja doch das Ziel der Schöpfung eigentlich sei und durch Luthers Werk sich wieder vollkommen klar geworden ist über seine Stellung zu Gott und damit die Ueberzeugung neu begründet hat von seiner maßgebenden Bedeutung gegenüber der ihm dienstbaren Natur, demgemäß auch gegenüber den Weltkörpern. Demnach unterliege es gar keinem Zweifel, daß die Stellung der Gestirne auf Gemütsstimmung, Gesundheit und Geschick ganzer Völker einwirke, wenn auch die Richtigkeit des Nativitätenstellens — *praecepta de figuris geneseon constituendis* — in Zweifel gezogen wird mit den Worten: Wenn diese Uebung auch sonst keinen Nutzen hat d. h. wenn sie ihren Hauptzweck, die Erkenntnis des Schicksals einzelner auch nicht erreicht, so ist doch der Vorteil unbestreitbar, daß durch solche Beobachtungen der Schüler in Berechnung der Himmelsbewegungen klarer und damit mehr vertraut wird. — Der Wahn also wird der Förderung wahrer Wissenschaft dienstbar gemacht. Denn der Astrologie haben wir in der That die verhältnismäßig frühe Entwicklung unserer Kenntnis der Himmelsräume und alle die damit zusammenhängenden Beobachtungen über Witterung, Zeitrechnung, Finsternisse, Kometen etc. in erster Linie zu danken. Jene Afterwissenschaft hat der Erkenntnis des wirklichen Zusammenhanges die Wege geebnet, die dann nach Abstreifung der Phantastereien leicht sicheren Schrittes vorwärts geführt werden konnten, weil sie nur an das Ergebnis der früheren Forschungen anzuknüpfen brauchten. So ist ganz allmählig aus der Astrologie herausgeschält die großartigste der modernen Wissenschaften, an der wir am eindrucksvollsten die Ergebnisse menschlichen Forschens und Nachdenkens vor Augen haben.

Daß aber eine bestimmte Zeit mit ihren Erfolgen an einer ganz bestimmten Stelle stets halt machen muss, weil ihr die Kräfte weiteren Fortschreitens nicht gegeben sind, das beobachten

wir in derselben Bekanntmachung Reinholds an der Stelle, wo ihn die Erkenntnis von der ungeheuren Ausdehnung und dem ewigen Bestande der Gestirne nur zu dem Schlusse führt, daß sie deshalb doch einem bestimmten Zwecke zuliebe, also — schließt er — zum Heile der Menschenschaffen sein müssten, anstatt daß er bei einigem Nachdenken — nach unserer Meinung — hätte erkennen sollen, daß die kleinen und armseligen Interessen des Menschengeschlechts unmöglich das Vorhandensein ganzer Welten neben unserer Erde zu erklären vermöchten. Es ist, als ob die Kraft den Gedanken weiter zu verfolgen plötzlich ausginge, damit durch eine einseitige Ausbildung des einen Wissensgebietes nicht die gleichmäßige Entwicklung des ganzen Komplexes geistiger Errungenschaften in Gefahr käme.

Dies zu verhüten, dazu sehen wir häufig mitwirken die unbedingte Autorität, welche nach Analogie der durch Luther wieder in ihre Rechte eingesetzten heiligen Schrift allen vom Altertume überlieferten Werken zuerteilt wurde. Was Homer, Plato, Vergil, Ovid, überliefern an Beobachtungen des menschlichen Lebens, an Lebensregeln etc., das alles hat unbedingte Geltung; daher erklärt sich die reiche Fülle von Zitaten, die wir nicht nur bei den Vertretern der eigentlichen Philologie finden — wie z. B. Lorichius aus Hadamar 1537 an einer wohlgeordneten Reihe solcher klassischen Stellen eine Art Fürstenspiegel uns vorführt — sondern mit denen selbst Spezialforscher wie Rheticus arbeiten. Beginnt dieser doch seine *Ankündigung von Ptolemaei μεγάλη σύνταξις* mit klassischen Versen, die den Segen des Friedens feiern. Geradezu hinderlich aber ist den Naturforschern geworden die nie verabsäumte Berufung auf Ptolemäus und Plinius, deren Schriften den Vorlesungen zugrunde gelegt wurden und als Dogmen galten gleichen Ansehens in der Wissenschaft, wie es der heiligen Schrift in der Kirchenlehre beiwohnte.

So lange diese Auffassung bestehen blieb und man immer mit den Augen der Alten Natur und Welt betrachtete, war ein ernstliches Fortschreiten zu neuen Entdeckungen überaus erschwert. Wir sehen, wie Rheticus dagegen ankämpft, aber daß auch er dem herrschenden Geiste vielfach sich fügte und sich fügen mußte, wenn er Verständnis finden wollte, das zeigt das dem Regiomontan — Johannes Müller aus Königsberg im Koburgischen — erteilte Lob, daß er Griechisch gelernt, um die Quellen der Gelehrsamkeit kennen zu lernen, und darauf weist hin die schon zitierte Einladung zu des Ptolemaeus *μεγάλη σύνταξις*. Stellt er doch die zu diesem Studium treibenden Ursachen mit Berufung auf Moses in der Weise zusammen, daß ersichtlich wird, Gottes Preis und Befestigung des religiösen Gefühls war Ausgang und Zielpunkt aller Forschung auch auf diesem Gebiete. Diese Richtung auf das Religiöse gab seit Luthers Auftreten der ganzen Zeit ihre bestimmte Färbung.

Mit der Beobachtung andererseits, daß damals bereits der wahrhaft wissenschaftliche Sinn auch auf diesem Gebiete sich zu regen begann, stimmt weiterhin überein, was Rheticus im Jahre 1540 in seiner *Ankündigung der Vorlesungen über des Arabers Alfragan Kommentar zum Ptolemaeus* sagt, die Astronomie führe uns zur Erkenntnis Gottes — *agnitionem Dei* — zum Anblick der Ewigkeit — *aspiciendas res perpetuas* — und zur Erkenntnis der Veränderungen in der Natur — *ad causas mutationum in natura* — dies ein Ziel, nach dem der menschliche Geist mit dem größten Verlangen trachte und welches ihm wunderbares Vergnügen bereite, *quarum cognitionem vehementissime expetit humana mens, affert mirificas voluptates*. Und wenn er in seiner Einladung zur *praelectio sphaerae*, also über die Himmelskugel, Fürsten und Könige aus der Vergangenheit und Gegenwart anführt, die dem Studium der Astronomie sich gewidmet hätten, wenn er weiter als Ziel derselben ganz besonders hervorhebt, daß wir dies unser Haus kennen lernen müssen, das uns neben der Wohnung doch auch Pflege durch sein Licht gewähre und den segensreichen Wechsel der Jahreszeiten bringe, so ist es zumal mit Rücksicht auf den Standpunkt der Angeredeten auffallend, daß auf die Astrologie mit keinem Worte auch nur angespielt wird. Bei den eigentlichen Fachleuten war sie also nicht mehr in Ansehen, Männern wie dem sonst so hochverdienten Melanchthon sah man in diesen Kreisen die kleine Schwäche

nach und litt es ruhig, wenn Reinhold seine Studenten in den hergebrachten Vorstellungen beschäftigte. Wurden sie doch dadurch wenigstens mit Interesse für diese Wissenschaft erfüllt und bei wachsenden Kräften auf tiefer eingehende Studien in gewissem Sinne vorbereitet.

Wenn wir aber sehen, wie ein Mann von dem Einflusse und der wissenschaftlichen Bedeutung des *Jacob Milichius bei seiner Doktor-Promotion* in keiner Weise Notiz nimmt von der soeben an ihn gerichteten Bitte um Auskunft über die Geltung der Astrologie, so liegt in diesem Verhalten nach dem Grundsätze, daß unter bestimmten Bedingungen keine Antwort auch eine Antwort sei, offenbar das Geständnis ausgesprochen, daß für das Geschwätz des jungen Reiffenstein die eigentliche Wissenschaft überhaupt gar keine Antwort habe. Er seinerseits trägt nun in seiner eigenen Rede so klare, nüchterne, rein sachliche Gedanken vor über die Bedingungen, welche den menschlichen Körper gesund erhalten, daß den Zuhörern der Gegensatz zwischen beiden Reden doch gewiß aufgefallen ist und sich ihnen die Meinung entwickeln mußte, der gelehrte Doktor, der für die damalige Zeit genaue Kenner der menschlichen Natur und der dieselbe regierenden Kräfte, halte gar nichts von dem Einflusse der Gestirne auf den menschlichen Organismus.

So können wir eine Entwicklungsreihe der fortschreitenden Erkenntnis feststellen von der 15. Quaestio des Reiffenstein zur 14. des Rheticus, von dieser zur 16. des Milichius in der Weise, daß die erste ein Bild giebt der unter den gebildeten Laien, wie Melanchthon mit seinem Gelehrtenkreise, damals noch herrschenden Ansicht über den Wert der Astrologie, daß die mittlere die Anschauung der Astronomen selbst vorführt, die sich bereits wissenschaftlich festzustellen beginnt und nach festen, sachlichen Grundlagen strebt, und die letztere die nüchterne Praxis des Arztes darstellt, der von jenen Phantastereien bereits gar nichts mehr weiß und kein Interesse für die ganze absurde Frage zu haben scheint, welche freilich immer noch viele Köpfe beschäftigte.

Ja, als derselbe Milichius im Jahre 1542 in seiner Eigenschaft als Rektor — *Scripta publ. I. S. 61* — seinem Verbote der beim Karneval vorkommenden Ausschreitungen durch den Hinweis auf die furchtbaren Gefahren, welche der Christenheit von den Türken drohen, Nachdruck geben will und zu diesem Zwecke das Wunderzeichen erwähnt hat, wonach der eherne Löwe in Byzanz sich von Osten nach Westen herumgedreht habe, da bricht er diese Gedankenreihe plötzlich ab mit den Worten, es sei unnütz von solchen wunderbaren Erscheinungen zu sprechen, zumal ja der Feind bereits an den Grenzen stehe. Hilfe könne uns nur erwachsen und die Feinde fernhalten würde Gott allein dann, wenn wir unseren Lebenswandel besserten. Könnten wir doch nicht verlangen, daß er uns schütze, damit wir ungehindert fortfahren in Ausschweifungen und Lastern zu leben.

So ist die Läuterung der Sitten die unvermeidliche Vorbedingung für das Eingreifen der göttlichen Hilfe, und der Vorbedeutung bedarf es nicht zur Erkenntnis des nahenden Unglücks. Dieses abzuwehren, dazu liegt die Möglichkeit allein in dem Verhalten des Menschen selbst, dessen Bedeutung als selbständig thätiges sittliches Wesen damit anerkannt wird und wieder zu ihrem Rechte kommt. Und mit dieser Errungenschaft zugleich wird die dank dem abergläubischen Hange bisher immer angenommene Abhängigkeit von geheimnisvollen Mächten zerrissen und zum Heile eines neuen freien Aufschwunges machtvoll durchbrochen. So tritt der Mediziner Milichius dem Astronomen als Bahnbrecher würdig zur Seite. Denn das steht wol auch nach allen angeführten Äußerungen fest, daß Rheticus der erste wahrhaft wissenschaftlich gebildete Professor der Astronomie hier gewesen, der sich klar war über die Aufgabe seiner Wissenschaft, in ihre damaligen Mittel einen sicheren Einblick gewonnen und demgemäß ihre Ziele bereits festgestellt hat unter entsagungsvollem, aber notwendigem Verzicht auf alle sanguinischen Erwartungen und phantastischen Träumereien.

Wenn wir mit dem wissenschaftlichen Werte solcher Anschauungen ihr weiteres Schicksal

vergleichen, so erkennen wir auch hier wieder, wie scharf denkende, klar alle Verhältnisse und alle in Frage kommenden Beziehungen überblickende Geister im stillen Grübeln, in tief hinab in den Schacht steigendem Forschen die Gesetze deutlich erkennen, welche Natur und Geist beherrschen. Unter schwerem Ringen, nach langem Zweifeln und Schwanken, unter mannigfachen Anfechtungen arbeiten sie sich empor zur Klarheit und Sicherheit der Ueberzeugung. Nun erst sammelt sich um den Schöpfer der neuen Idee eine kleine Gemeinde geweckter Geister, die, innerlich ihm verwandt, schon längst mit Verständnis der Richtung seiner Gedanken sich angeschlossen haben, nun aber mit Begeisterung auf dem neuen Pfade dem voranschreitenden Propheten folgen. Kalt und teilnahmslos aber, ja oft argwöhnisch bleibt gegenüber stehen die große Masse selbst der Gebildeten und all der sonst unterrichteten Männer, die vielleicht gerade anderen Forschungsgebieten sich zugewendet haben, oder sie lassen sich gar dazu verleiten, hämischen Spott über die, weil ihnen unverständlichen, als Phantasten verachteten Neuerer auszugießen. Allmählig jedoch, wenn auch nur langsam, vergrößert sich jener kleine Kreis von Mythen, und im stillen arbeitet der schöpferische und darum unsterbliche Gedanke, den meisten unbemerkt, Leben und geistige Thätigkeit weckend und fördernd, unter der Oberfläche rastlos fort. Lebendig bleibt der Same, den große Geister ausgestreut, in überraschender Weise zeigt er seine Wirksamkeit, sobald plötzlich ein neuer Heros, oft an einem weit entfernten Platze, ohne Ahnung von den Vorarbeiten des ersten Märtyrers, hervortritt in den Glanz des hellen Tages mit denselben Gedanken, die er vielleicht nur klarer gefasst hat und zu leichter verständlichem Ausdrucke zu bringen vermag. Sieht er sich doch unterstützt durch die inzwischen fortgeschrittene Gesamtbildung, kommen ihm doch förderlich zu statten die Vervollkommnung der Instrumente und die schon in weiteren Kreisen bekannt und den Geistern vertraut gewordenen Entdeckungen auf anderen Gebieten. Daher tritt denn plötzlich jene bisher stille Gemeinde des ersten Forschers für den Glücklichen auf, ein großer Kreis schließt sich ihm begeistert an und verschafft seinen Gedanken schnell allgemeine Anerkennung. Nun ereignet es sich, daß dieser Günstling des Glückes — deshalb Günstling, weil er zur rechten Zeit gekommen — zufällig die Vorarbeiten jenes vergessenen und vielleicht verzweifelten Märtyrers auffindet und kennen lernt. Er bringt auch diesen Verkannten endlich zu der ihm in der Erinnerung seines Volkes gebührenden Stellung, für sich selbst aber und für die Ruhe seines Herzens schöpft er aus diesem willkommenen Funde eine neue Gewähr der Ueberzeugung, daß er in der That auf dem richtigen Wege zur Wahrheit sich befinde.

Durch alle Gebiete großartiger menschlicher Thätigkeit läßt sich dieses Gesetz der Entwicklung ohne Schwierigkeiten verfolgen. Wir sehen es bestätigt in dem Verhältnisse des Johann Hus zu unserem Luther, des Kopernikus und Rheticus zu Kepler und seinen Nachfolgern, in den Thaten der isländischen Normannen und den Ahnungen eines Toskanelli, die Columbus zur Verwertung bringen und in die Wirklichkeit einführen sollte, in des großen Themistokles Vorarbeiten für die durch Perikles verwirklichte Größe Athens, in Friedrich Wilhelms I. rastlosem Schaffen, in welchem der Freiherr vom Stein eine so dankenswerte Vorarbeit für sein großes Reorganisationswerk erkennen musste, endlich in den Anknüpfungen, die des Fürsten Bismarck deutsche Politik jetzt an Friedrichs d. Gr. in dieser Beziehung verfrühte Bestrebungen gefunden hat.

So ringt sich überall die Wahrheit und die sachgemäße Erkenntnis empor zur Geltung, so schreitet die Entwicklung des Menschengenies nach bestimmten Gesetzen unaufhaltsam vorwärts hinauf zum Lichte und zur Reinheit. Dankbaren Gemüts aber blicken wir hin auf die Männer, welche vorausschauend die Wege weisen, und mäkeln wir nicht pygmäischen Sinnes an den Heroen der Vergangenheit und an ihren durch Zeit und Umstände so vielfach bedingten und beengten Ansichten! Haben sie doch die ersten Pfade gefunden, auf denen heute die Forschung sicher und siegesgewiß vorwärts schreitet. Daher müssen wir vielmehr mit freudigem Interesse jenen ersten, noch tastenden Schritten folgen.

Wenden wir uns daher von jenen ersten Versuchen eines Ankämpfens gegen überlieferte und altangesehene Wahnvorstellungen, von der Betrachtung des Himmels zurück zu der eigentlichen *Naturwissenschaft* und ihren Zweigen, so sehen wir hier gleichfalls den Forschersinn noch durch die beherrschende Autorität der Alten in Fesseln gehalten. Tritt doch namentlich hier hemmend hervor die Abhängigkeit der Beobachtung von den Ansichten, die ein Aristoteles und Plinius in fernen Jahrhunderten geäußert haben. Wenn aber in der 4. *Quaestio: de laudibus Physicis* zur Verherrlichung dieser Wissenschaft gar die Autorität des Vergil angerufen wird, so ist das allerdings ein schlimmes Zeichen des Gefühls von Abhängigkeit und Inferiorität, in dem dieses ganze Entwicklungsstadium den Alten gegenüber lebte. In jedem einzelnen Vertreter des klassischen Altertums, dessen Aussprüche uns erhalten sind, sah man ja damals ohne auf seine besondere Stellung in der Literatur weiter zu achten, einen Propheten gleichen Ansehens, wie es die biblischen besaßen und nun durch die Reformatoren wieder erhalten hatten. Freilich mag bei der hier auffälligen Hervorhebung gerade Vergils mitbestimmend gewesen sein ein Rest jener mystischen Verehrung, die das mittelalterliche Italien diesem Dichter entgegengebracht hatte als einem Wunderthäter und Zauberer, welcher gleich unserem Faust, gestützt auf eine tiefe Erkenntnis der Natur und ihrer Kräfte, seine Experimente ausgeführt habe. Fand doch eine solche Andeutung hier in Wittenberg leichtes Verständnis, wo sich damals gerade Ereignisse vollzogen hatten, die den nächsten Jahrhunderten den Stoff zur weiteren Ausgestaltung der Faustsage geboten haben.

Bei allen Mängeln der Ausführung und trotz der noch bescheidenen Stellung der Wissenschaften hatte man doch eine hohe Vorstellung von ihren Aufgaben. So heißt es in unserer *Quaestio* hier von der *Physik*, sie erforsche die gesamte Natur, die Bewegungen und Kräfte — also astrologische Auffassung — der Gestirne, die Pflanzen, lebenden Wesen, die wunderbare Werkstätte des menschlichen Körpers, die Ursachen des Entstehens und Vergehens. In der That treten uns bedeutungsvolle Spuren entgegen, welche den Versuch zeigen, durch Verwertung der Resultate eigener Beobachtung über die überlieferten Anschauungen hinauszugehen und dadurch, ganz im Geiste der neuen Zeit, mit dem trägen Autoritätsglauben auch hier zu brechen.

Herabgestimmt werden aber trotz aller klangreichen Lobeserhebungen der Naturwissenschaften von vornherein unsere Erwartungen, wenn wir die Antwort lesen, welche der junge Marcellus aus Königsberg, der Landsmann also des großen Regiomontanus, auf die Frage nach Geltung des stoischen *omnia necessario fieri* in ausführlicher Darstellung giebt. Denn da jene Zeit noch nicht imstande war die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft nach ihnen selbst innewohnenden Gesetzen auseinander zu halten, da man vor allen Dingen die nach so schweren Kämpfen erst kürzlich wieder gefundene Verbindung des Herzens mit dem gnädigen Gott überall unmittelbar empfinden wollte, so musste bei diesem Widerstreit offenbar die Naturwissenschaft unterliegen. Hat es doch auch lange gedauert und erst tief eingreifender Entdeckungen bedurft, ehe sie, unterstützt zugleich durch das Hinschwinden des belebenden Geistes in der Theologie, sich von deren Bevormundung soweit befreite, daß sie nun endlich ihre eigenen Wege zur Beobachtung und wissenschaftlichen Erforschung der Gesetze einschlagen konnte, welche nach Gottes Willen den Weltenbau und Schöpfungsplan regieren.

Vorläufig aber galt der Grundsatz noch, daß die Wissenschaft keinen absoluten Wert an sich habe als Erforscherin der Wahrheit, sondern die Übermacht der religiösen Anschauungsweise hielt sie bei der Aufgabe fest, sie habe nur allein solche Sätze aufzustellen, welche der Förderung der Sittlichkeit dienlich wären. Die Wissenschaft ist nur erst die Dienerin und Fördererin der Moral. Diesem Berufe zu dienen habe sie den Spuren göttlichen Waltens in der Natur nachzugehen und durch gottesfürchtige Auffassung der Vorgänge das religiöse Gefühl in den Herzen zu erwecken. Da mit diesem Zwecke aber der stoische Grundsatz vom Walten einer unabänderlichen Naturnotwendigkeit sich nicht vereinigen lasse, indem die Religion als die Lehre

von einem allmächtigen, über die Natur frei waltenden Gotte dann nicht bestehen könnte, die Sittlichkeit sich auch nicht auf den richtigen Bahnen würde halten lassen, so muß der christliche Sinn mit dieser heidnischen Gesetzlichkeit brechen, zumal dieselbe bereits Eingang in manche theologischen Schulen gefunden und hier schlimme Wirren erzeugt habe. Denn wenn es keinen freien Willen giebt, wenn überall nur die blinde Notwendigkeit herrscht, dann wäre ja Gott selbst der Urheber des Bösen und müsste die dem frommen Gemüte furchtbare Auffassung gelten, daß auch das Gebet zu einem liebenden Vater im Himmel dem bedrängten Herzen nichts nützen könnte.

Diese ganze Entwicklung wird geschickt durch Zitate aus Xenophon und Euripides belebt welche nicht nur die Belesenheit des jungen Magister bezeugen, sondern auch von neuem wieder dringend hinweisen auf die große Abhängigkeit, in der man selbst auf diesem Gebiete dem klassischen Altertume und zwar jeder einzelnen Äußerung seiner Vertreter gegenüber sich fühlte. Aber dennoch bemerken wir zugleich mit Befriedigung, daß doch die tiefsten Probleme angeregt werden, daß man würdige Gegenstände der Betrachtung vorführte und einen erfreulichen Anfang in ihrer Behandlung machte. Konnte man auch bei den geringen Mitteln, dem engen Kreise der Beobachtung und bei dem trotz aller Scholastik der letzten Jahrhunderte bemerkten Mangel an logischer Schärfe noch keine einschneidenden Erfolge erwarten, der richtige Weg war dennoch betreten und von dem fröhlichen Aufstreben der Geister liefs sich Erfreuliches für die Zukunft erhoffen.

Dieses Ringen nach Ergebnissen einer selbständigen Forschung zeigt auch die bereits oben zitierte 16. *Quaestio*, in welcher Milichius im Anschlusse an den Ausspruch des Hippokrates, daß die körperliche Arbeit der Ausbildung der Muskeln dienlich sei, während Nahrung und Ruhe den inneren Organen des Körpers zugute kommen, ein klares Bild seines Standpunktes uns entrollt. In echt christlichem Sinne führt dieser klare Kopf, auf dessen Gleichgiltigkeit gegen die immer noch in gewissen Kreisen herrschende Astrologie wir oben nachdrücklich hingewiesen haben, den Ursprung der Medizin unmittelbar auf Gott selbst zurück, ohne aber darum an geheimnisvolle Beeinflussung und übernatürliche Kräfte zu glauben. Wie Gott vielmehr der Geber aller guten Gaben ist, so verdankt ihm der Mensch auch die *ars medendi*, zu deren geschickter Ausübung ihm dieselbe gnädige Gottheit Geist und Hand auf seine Bitten sicher lenkt. Damit nun aber seine aus Beobachtung hervorgegangenen Mitteilungen im Geiste der im Auditorium gerade zahlreich versammelten Jugend einen sicheren Anhalt finden und unmittelbaren Nutzen stiften, verzichtet der Redner auf die Anwendung des wissenschaftlichen Gepräges. Geht sein Zweck doch allein dahin, die Jugend durch ernste Darlegung zu aufmerksamem Achten auf den Gesundheitszustand des Körpers anzutreiben. Also das rein praktisch Nutzbare fasst die Medizin jetzt ins Auge mit Verzicht auf die alten unfruchtbaren Spekulationen der arabischen Lehrer. Damit aber stellt sie sich in einen scharfen Gegensatz zu den Anschauungen, welche auf diesem Gebiete das ganze mittelalterliche Leben beherrscht, eigentlich das Mönchswesen erst ermöglicht haben. Schien doch diesem Standpunkte der Körper mit allem, was sich auf das sinnliche Leben bezog, als von Natur sündhaft der Beachtung des wahrhaft Frommen nicht würdig zu sein, und dem entsprechend hatte ja Luther selbst, damals ein Mönch reinsten Bekennnisses, noch vor einem Menschenalter durch Kasteiung des Fleisches den Teufel bannen zu können und den Himmel zu gewinnen vermeint!

Einen Protest also gegen mittelalterliche Verfinsterung, einen reinen Ausdruck des klar denkenden modernen Geistes, eine Unabhängigkeitserklärung der wahrhaft wissenschaftlichen, auf das Leben und seine Bedürfnisse gerichteten Medizin begrüßen wir in den Worten, mit denen der junge Doktor fortfährt: „Von Herzen wäre zu wünschen, daß gerade die den Wissenschaften Lebenden auf Erhaltung ihrer körperlichen Gesundheit mehr achteten, weil in keinem Berufe die unversehrte Bewahrung der körperlichen Frische notwendiger ist als gerade hier. Denn ein sich

unwohl fühlender Körper ist durchaus nicht imstande die Anspannung des Geistes und die sonstigen Anstrengungen der Studien zu ertragen. Giebt es doch auch viele Krankheiten, bei denen die aufgeregten Säfte Verirrung des Geistes erzeugen.“ Daher wird wiederholt die höchste Sorgfalt empfohlen, die Jugend soll doch ja alle Verstöße gegen die Vorschriften der Gesundheit vermeiden und die in ihrem Alter herkömmliche Leichtfertigkeit aufgeben. Damit daher, so schließt diese Gedankenreihe, der Greis sich noch nützlich mache, muß man die Gesundheit ein-sichtsvoll und nach wissenschaftlich begründeten Grundsätzen leiten und schützen.

Ist doch auch Luther selbst nach Überwindung der mönchischen Anschauungen den Seinen ein steter Mahner zur Pflege körperlicher Übungen geworden, des Fechtens, Ringens etc. „die machen feine geschickte Gliedmafs am Leibe und erhalten ihn bei Gesundheit mit Springen etc.“ Wie aber auch hier immer noch die Geister wiederum beschränkt waren durch teilweises Hinüber-spielen des mittelalterlichen Wahnes, das zeigen die so oft wiederholten *Verbote des Badens in der Elbe*. Anstatt gegen Unglücksfälle geeignete, naheliegende Mafsregeln zu treffen, was doch auch damals wol vor aller Flussregulierung leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre, wurde immer nur das Baden im Flusse verpönt unter dem Hinweis auf die Macht des Teufels, der die jungen Herzen zu ihrem Verderben immer wieder zum Ungehorsam treibe, qua in re periculo suo quisque moveatur et cogitet diabolum insidiari hominum vitae. Auf die günstige Lage der Universität an der Elbe wird also für Entwicklung der jugendlichen Kräfte in keiner Weise Rücksicht genommen, der Segen des großen Stromes wird gar nicht erschlossen, sein frischer Luftzug weht unbeachtet über die eng zusammengebauten Häuserchen und Hütten der Stadt hin. Vielmehr ist der Strom für die ängstliche Behörde nur ein unliebsamer Anlaß zur Sorge und zu disziplinarischem Vorgehen gegen den doch immer wieder durchbrechenden gesunden Sinn der jungen akademischen Bürger.

Bemerkenswert ist es in diesem Zusammenhänge, daß auch der von allen asketischen Nei-gungen von Anfang an freie Reformator der Schweizer bei seiner epochemachenden Unter-weisung an seinen späteren Stiefsohn und Kampfgenossen Gerold Meyer 1526 den turnerischen Übungen nachdrucksvoll das Wort redet. Laufen, Springen, Steinstoßen, Ringen alles dies sei dienlich zur Entfaltung der Körperkräfte und daher fleißig zu üben. Wie aber die Rücksicht auf nationale Schwächen das Urteil geleitet hat, das zeigt die der Empfehlung des Fechtens beigegebene Beschränkung: „Will der Jüngling sich im Fechten üben,“ heift es, „soll seine Meinung allein dahin reichen, daß er das Vaterland und die so Gott heift beschirmen wolle. Sonst ziemt es sich für einen christlichen Mann, sich der Waffen zu entziehen.“ Anders durfte Zwingli zu den alten Reisläufern nicht sprechen, und wie es ihm mit diesen Worten heiliger Ernst war, das hat er selbst im Kampfe für die, so Gott zu schützen ihm geheifen, durch seinen Heldentod besiegelt. Aus seiner Lehre und aus der Nachahmung seines Vorbildes haben später die waffenfrohen Hugenotten und die Puritaner ihre beste Kraft gezogen. In dem angegebenen Zusammenhänge erwähnt er nun auch des Schwimmens, aber in einer Weise, welche an die hier in Wittenberg herrschende Anschauung anklingt. „Schwimmen“, sagt er, „hab ich wenigen Nutz hie gesehen“ — dort am Züricher See überwog also auch die kräftlose Sorge vor Unfällen die Rücksicht auf den Segen der trefflichen Übung —, „wie wol es zu Zeiten lustig ist die Glieder im Wasser zu erstrecken und einen Fisch werden.“ Diese letzten Worte scheinen einen Anflug von Spott zu haben, der uns zeigt, daß trotz der gleichfalls angezogenen Beispiele aus der römi-schen Geschichte diese Kunstfertigkeit in jener ganzen Periode wol nicht gerade in Achtung stand.

In weiterer Entwicklung unserer Quaestio werden aus den sechs der sorgsamsten Be-achtung empfohlenen Rücksichten herausgegriffen das exercitium corporis, cibus ac potus, somnus, und wird in einer auf Galen gestützten ausführlichen Darlegung die Ursache für das Gebot nachge-wiesen, vor Tische allemal die Körperbewegungen vorzunehmen. Besonders den Deutschen sei Arbeit des Geistes und Körpers unmittelbar nach Tische verderblich; weil die nach reichlicher

Sättigung durch ebenso reichlichen Trank zum Schwimmen gebrachten Speisen nur schwer verdaut werden. Mit gleicher Strenge wird weiterhin der jedesmalige Zusammenhang von Ursache und Wirkung durchgeführt, stets aber auch nach hergebrachter Weise die Autorität der beiden altklassischen Fachleute angerufen. Hervorzuheben ist aus den interessanten Entwicklungen der Nachweis, weshalb beim Fieber kein Schlaf möglich ist und weshalb der Schlaf gerade die Verdauung befördere. Wer die gegebenen Regeln befolgt, der wird sich zum Heile das Leben verlängern und ein rüstiges und ruhiges Greisenalter genießen können.

Wenn wir diesen Ausführungen zur Seite stellen das, was in der folgenden *Quaestio im Januar 1538* Magister Lindemann über die Aufgabe der Arterien, die mit den Venen verbunden sich durch den Körper verbreiten, ausführlich darlegt und wenn wir hier sehen, wie damit ein Anfang gemacht ist zur Erkennung des Blutlaufes, so wird uns klar, daß die Medizin in der That auf dem Punkte steht, ihrem Berufe, aus der Beobachtung der Natur die für Erhaltung und Kräftigung des Körpers dienlichen Mittel zu erschließen und wissenschaftlich nachzuweisen, endlich wieder zurückgegeben zu werden und daß sie die Anerkennung als freie Wissenschaft allein für sich zu gelten endlich doch gewinnt. Auch hier sind gewaltige Kräfte in Gährung und Aufruhr begriffen, mit Erfolg aber greifen sie, unterstützt durch die Verhältnisse und die neuen Anschauungen der Zeit, die Aufgabe an, sich selbständiges Leben und das Recht unabhängigen Wirkens zu erringen.

Diesem Zustande des Überganges und der Herausgestaltung einer neuen Anschauungsweise gegenüber geht daher in seiner Schärfe zu weit das Urteil Grohmanns in seinen Annalen der Wittenberger Universität, wo er Band I, S. 164 sagt: „Die Medizin, die Anatomie wurden aus einem religiösen Gesichtspunkte betrachtet, es wurde alles, selbst die größte Kleinigkeit auf solchen theologischen Zweck bezogen. Damit ist aber alles Fortschreiten und das weitere Aufsuchen der Ursachen und Wirkungen in der Reihe der menschlichen Angelegenheiten und der Körperwelt verschlossen. Jeder einzelne Satz hängt gleichsam von der Gottheit ab.“

Daß es so hoffnungslos um die Wissenschaften nicht stand, dafür sprechen die vorstehenden Darlegungen. Auch kann Melanchthons auf der Theologie gleichsam aufgebaute Physik nicht zum Gegenbeweise benutzt werden, da wir schon bei Beurteilung der Astrologie gesehen, daß hier die Autorität des sonst gefeierten Gelehrten und Förderers deutschen Geisteslebens doch eine feste Schranke fand, und da die Naturforscher von Beruf sich bereits gewöhnt hatten auf die eifrig verfochtenen Sätze des Aristotelikers nicht allzuviel Gewicht zu legen. Melanchthons Schriften und Äußerungen über die Natur und ihre Gesetze können daher ebenso wenig als maßgebend für unser Urteil über den wissenschaftlichen Standpunkt jener Zeit angesehen werden, wie wir uns der Behauptung anschließen, daß der Einfluß der phantastischen Araber noch allein maßgebend sei. So weit unsere Beobachtung jener ganzen Zeit gedungen ist, haben wir überall nur die Autorität der altberühmten Fachleute, des Hippokrates und Galenus, mit ihrer Anleitung zur nüchternen Beobachtung als herrschend vorgefunden.

Alle Zweifel aber an dem förderlichen Einflusse der Kirchenreform auf die Pflege der Naturwissenschaften zerstreuen die goldenen Worte Luthers in seinen Tischreden, Walch XXII, 1629, wo er sagt: „Wir sind jetzt in der Morgenröte des künftigen Lebens, denn wir fahen an wiederum zu erlangen das Erkenntnis der Kreaturen, die wir verloren haben durch Adams Fall. Jetzt sehen wir die Kreaturen gar recht an, mehr denn im Papsttum etwan. Wir beginnen von Gottes Gnaden seine herrlichen Werke und Wunder auch aus den Blümlein zu erkennen, wenn wir bedenken, wie allmächtig und gütig Gott sei. In seinen Kreaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, wie gewaltig das sei: Da er sprach, da stund es da. — Dies übergeheth Erasmus — der in den Naturwissenschaften nur brauchbare Mittel zum Verständnis der Klassiker sah — fein und achtet's nicht, siehet die Kreaturen an wie die Kühe ein neu Thor.“

Rückkehr zur Natur und zum Vertrauen auf die Kraft der eigenen Beobachtung, Ver-

zucht auf alles Künstliche und bloß Doktrinäre, das ist das Wesen jener großen Umwälzung, welche von der zuverlässigsten Grundlage, von dem Vertrauen zu einem liebenden Vater im Himmel, ausgehend Gesundung an Leib und Seele den Kulturvölkern gebracht und damit erst die siegreiche Entfaltung des die Welt, ihre Gesetze und Kräfte umfassenden modernen Geistes ermöglicht hat.

Dieser von Anfang an gegebenen Richtung auf wissenschaftliche Auffassung schließt sich auch der Ausspruch des Magister Matthesius in seiner *Quaestio de rebus metallicis* an, es sei die Pflicht eines wohl unterrichteten Geistes nicht allein den unmittelbar verwertbaren Nutzen im Auge zu haben, sondern auch die eigentliche Beschaffenheit der Gegenstände — *naturas ipsas* — ihr Wesen zu erforschen.

Derselbe ernste Sinn, der den Dingen auf den Grund zu sehen strebt, zeigt sich in unseres Milichius Ankündigung seines Kollegs über die *anima*, Seele und Lebenskraft, *Scripta publ. zum Jahre 1540*, in welchem er zu behandeln verspricht nicht allein die herkömmlichen Einteilungen und Erklärungen, sondern die Organe, die Gliederung — *ἀνατομήν* — des ganzen menschlichen Körpers, die verschiedenen Arten der Säfte, damit die Zuhörer befähigt werden zu gesundheitsmäßigem und sittlichem Leben. Weiterhin hat diese Behandlung der Physik den Wert einer Einführung in das Studium der Medizin, da sie die Beobachtung der Natur lehrt. Die übrigen Fakultäten, namentlich die Theologen, haben allen Anlaß sich damit eingehender zu beschäftigen, da sie doch kennen lernen müssen die Kräfte der Seele und die Ursachen ihrer Handlungen, ob sie aus freier Selbstbestimmung hervorgegangen sind oder nicht, damit sie kennen den Sitz des Verstandes und den Ursprung des Willens, das Ziel einer jeden Kraft und ihr Vermögen.

Wenn nun auch Milichius sich in vielen Äußerungen wieder abhängig von dem Geiste der Theologie zeigt, so ist, zumal bei solchen für die Studentenschaft bestimmten Bekanntmachungen nicht so viel Gewicht darauf zu legen, als vielmehr zu betonen bleibt die Beobachtung, daß bei dem Werke der Befreiung des Geistes von den kirchlichen Fesseln und bei der Anbahnung einer selbständigen Forschung die Naturwissenschaften und ihre Vertreter den ersten Platz einnehmen. War doch gerade wie Rheticus, so auch Milichius ein Fachmann auf dem von ihm behandelten Gebiete, dessen klares, auf sachlicher Grundlage beruhendes Urteil so vorteilhaft absticht von all den schönen Reden der Sprachgelehrten, welche nur die Worte der großen Griechen nachsprachen, ohne sich in ihren Geist und in ihre Anschauungsweise hineindenken zu können.

Diesen Gedanken nimmt Erasmus Reinhold in der Empfehlung seiner *Vorlesung über Euklid* mit den Worten auf, daß für einen edlen Geist das Studium der Dialektik, worauf die *pueriles artes* hinaus liefen, doch nicht ausreichte. Ja, er warnt vor der Gefahr, daß die Geisteskraft in dieser Beschäftigung veröde, und setzt sich und seine Sache dadurch in einen deutlich ausgesprochenen Gegensatz zu der ganzen rhetorischen Richtung und Form, die den größten Teil der Studien dank dem Einflusse des Humanismus immer noch regierten.

Wenn wir so bei der Lektüre dieser Bekanntmachungen uns wohlthuend angeregt fühlen, weil wir klar darüber werden, daß ein der neueren Zeit verwandter Geist bereits darin waltet, so steigert sich dies Gefühl zur freudigen Überraschung, wenn wir desselben Reinhold Ankündigung einer *Vorlesung über Geographie* betrachten — *Scripta publ. zum Jahre 1540*, S. 22 — die bisher in der hier angekündigten Weise noch nicht Gegenstand wissenschaftlicher Beschäftigung gewesen war. Vielmehr hatte man sich unter Mitwirkung der Astrologie auf das allein beschränkt, was heute als mathematische Geographie zu wissenschaftlichem Ausbaue gebracht ist. Jetzt will der junge Professor — wir bemerken, es sind die Vertreter der von uns geschilderten Richtung durchgehends Glieder einer jüngeren Generation von Männern, welche weder wie Luther den schweren Kampf für die erste Begründung der evangelischen Kirche selbst mit durchgefochten haben, noch wie Melanchthon als unmittelbare Schüler des Humanismus anzusehen sind — jetzt er-

will er endlich einmal seiner Forschung die Beziehungen unterwerfen, welche der gewöhnlichen Beobachtung näher liegen, also vor allem die Topographie d. h. Geographie im eigentlichen Sinne lehren.

So wendet sich der moderne Geist mit Bewusstsein von den leeren Theoremen des Mittelalters ab und fasst die gesunde Gegenwart und die Realität der Dinge nüchternen Sinnes ins Auge. Als wichtigste Gesichtspunkte der Betrachtung hebt er dann hervor die Ausdehnung der Räume und das Studium der Bodenbeschaffenheit des bewohnten Erdkreises, wobei besonders der Wert dieser Beobachtungen für die Geschichte betont wird. Diese ganze Beschäftigung muß gründlich verfahren, hat sie uns doch einen Ersatz für das zu bieten, was besser Gestellte auf Reisen kennen lernen sollen, wo sie dank der Erforschung der wahren Ursachen die wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen Richtungen verstehen und gegen einander abschätzen lernen. Ja, weil es durchaus sicher diesen Zweck erreicht, deshalb ist das Studium geographischer Werke noch zuverlässiger in seinem wissenschaftlichen Erfolge als das Reisen, welches einen tieferen Einblick in die betreffenden Verhältnisse nur dem überaus aufmerksamen und vorher schon vielseitig unterrichteten Beobachter gestattet.

Den Wert dieser geographischen Studien des näheren zu erläutern, führt er dann bemerkenswerter Weise die Verschiedenheit an, welche walte zwischen dem Charakter des Deutschen mit seiner Wahrheitsliebe, Humanität, Sittenreinheit und Offenheit — wird doch auch diese Charakteristik unterstützt durch die Erklärung der Germani als derjenigen Stämme, welche etwas γῆσιον ac germanum, etwas Edles und Reines, festgehalten haben in dem gesunden Kerne ihres Charakters — und dem Wesen der Spanier mit den jenen Vorzügen gerade entgegengesetzten Lastern.

In diesen Worten des wittenberger Professors stellt sich das lebendige Bewusstsein von dem scharfen Gegensatze dar, in welchem diese beiden Nationen zu einander standen, und klingt der tiefe Haß, ja die Verachtung an, mit welcher der sächsische Protestant auf jene stolzen, ihm so wenig sympathischen Fremdlinge hinblickte, die sich dank der politischen Entwicklung so anspruchsvoll in das deutsche Leben eingedrängt hatten und so verhängnissvoll noch auf dasselbe einwirken sollten.

Aus alledem aber sammelt sich für uns hier das Ergebnis, daß die *Geographie* ist die Leuchte allen geschichtlichen Verständnisses, eine Behauptung, die durch sachgemäße Vorführung der mosaïschen Paradiesesschilderung den bibelfesten Leuten eindringlich erwiesen wird. Steht doch nun einmal in der Vorstellung der damaligen Zeit die Bibel mit ihrem reichen Inhalte an allerlei Stoffen des Wissens im Vordergrund ganz entsprechend dem Werte, welchen das Buch der Offenbarung durch Luthers That nach langer Verdunkelung im Glaubensleben der Christenheit wieder gewonnen hatte. Wenn daher vielfach, auch in einem Zusammenhange, der gar keinen Anlaß dazu zu bieten scheint, und bei Schriftstellern, die dem Geiste der Theologie nahe stehen und sich ihm nicht enger verbunden fühlen, eine Berufung auf die heilige Schrift als Grundtext, so ist es nicht durchaus notwendig, darin gerade eine vollständige Abhängigkeit gebendem uns von theologischen Anschauungen als noch fest bestehend zu finden. Bleibt doch die Entwickl. des Christentums auch in den folgenden Jahrhunderten noch von durchaus maßgebend auf Dichten und Denken, ja auf die Sprache des Volkes, ohne daß wir davon

Mit welcher Wissenschaften irgendwie, zumal durch den Standpunkt des Alten Testaments, in Verbindung zu sein. In der Abhandlung über die Empfindung weiß doch auch hier wieder Melancthon beides mit einander zu verbinden. Die GröÙe der Erde und das nüchtern verständige Studium der Geographie, von der er in seiner *Haus nicht kennt*“, hales Corp. Reform. XI drastisch sagt: „In Unkenntnis zu sein über die Bodenbeschaffenheit ist gerade so schlimm, wie wenn man das eigene Land nicht kennt.“ In dem reichen Geiste und seinem tiefen religiösen Gefühle aufs engste

zusammen mit dem Leben und Leiden des Heilands. „Wir Christen,“ heisst es, „die wir im Unterschiede von den Heiden in der göttlichen Offenbarung die feste Gewähr für Erfüllung unserer Gebete haben, wir müssen daher auch im Geiste uns versetzen auf jenen Hügel nahe bei Jerusalem, auf welchem der Sohn Gottes am Kreuze hing, um durch den Opfertod für uns den Zorn des ewigen Vaters zu versöhnen. Täglich also muſs der Geist des Betenden die 400 Meilen von unserer Academiola bis Jerusalem, zur hehren Akademie Gottes, durchlaufen. Eine Erforschung des Weges und aller damit zusammenhängenden Fragen wird dadurch sehr nahe gelegt.“ So weifs Melanchthon selbst noch überall die Gebiete des Wissens und der religiösen Weihe, die Philosophie und die Theologie, theoretisch mit einander in engstem Zusammenhange zu halten und ist ihm das Bewusstsein eines möglichen Gegensatzes zwischen beiden, ja einer Entfremdung niemals nahe getreten.

Auch können wir den Grundsatz nicht als geschichtlich begründet anerkennen, wonach man nach oberflächlicher Beurteilung der Forschungsaufgabe gerecht geworden zu sein vermeint, wenn man den eine bestimmte Periode beherrschenden Geist und seine Äußerungen unter ein allgemeines Schema gebracht hat und nun alle Einzelheiten von der Seite auffasst, daſs sie mit dieser künstlichen Kategorie wenigstens nicht in einem auffallenden Widerspruche stehen. So wird Geschichte gemacht, und so werden Anschauungen des Beurteilers, die dem Sachverhalt oft einen ganz falschen Anstrich geben, künstlich in den Zusammenhang der Dinge hineingetragen. So alt diese Schematisierung ist, so wenig Anspruch auf Anerkennung darf sie erheben. Es ist falsch, wenn man z. B. unser Zeitalter geradezu als das naturwissenschaftliche in der Wissenschaft, als das realistische in der Kunst und als das materialistische in der Weltanschauung bezeichnet, da auf keinem dieser Gebiete die betreffende Eigenschaft allein waltet und die Thätigkeit bestimmt, sondern dem Gesetze des Lebens entsprechend vielmehr die kraftvolle Verfolgung der einen Richtung sofort die energische Reaktion des Gegensatzes fordert und mit Notwendigkeit selbst hervorruft. Gegenüber der einen Auffassungsweise ist denn auch jetzt auf all den angeführten Gebieten gleichfalls in bedeutenden Vertretern immer schöpferisch thätig der ideale Schwung und die gemütvoll Innerlichkeit, die es nicht zulassen, daſs der zarte Schmelz der Poesie dem Leben dauernd je geraubt werde.

Wie es also falsch wäre, wenn man unser Zeitalter als das materialistische bezeichnen wollte, ebenso unrichtig wäre die Auffassung, welche den religiösen Charakter der Reformationszeit so weit ausdehnen möchte, daſs derselbe alle Gedanken der Wissenschaft in sein Gefolge gezwungen und gar keine selbständigen Regungen hätte hervortreten lassen. Wir haben dergleichen unabhängige Äußerungen bereits auf mehreren Gebieten kennen gelernt und mit Befriedigung gesehen, wie man sich anschickt den drückenden Zwang, der sich anfangs zur grössten Besorgnis aller freien Geister allerdings geltend machen will, abzuweisen oder abzuwerfen, und darf uns dabei der Umstand nicht irre machen, daſs man trotz der inneren Wandlung doch die äufsere Form theologischer Redeweise und biblischer Beweisführung festhält. Dazu veranlasste der ganze Gang, den die Erziehung der Gelehrten genommen hatte, und besonders legte diesen Zwang hier auf die Rücksicht auf den, zumal so lange Luther lebte, vornehmlich theologischen Charakter unserer Universität, der eine andere Form schriftlicher Kundgebung an die Studenten nicht zugelassen hätte.

Man stand eben damals in einer Zeit des Überganges von dem vorherrschenden Materialismus, der groben Sinnlichkeit und geistigen Verflachung des 15. Jahrhunderts zu reineren und edleren Ideen, deren Herrschaft anzubahnen die durch Luthers gewaltige Energie herbeigeführte Rückkehr zu den ersten und reinsten Quellen christlicher Denk- und Gefühlsweise erforderlich war. Die Bibel wurde seitdem wieder das Grundbuch theologischer Forschung, und ist es nur erklärlich, daſs man die auf dem einen Gebiete als so segensreich erkannte Leitung nun auch auf die übrigen zu übertragen sich bestrebte, wie denn in Melanchthon diese Tendenz einen einflussreichen Ver-

treter gefunden hat. Aber dank der reichen Vielseitigkeit menschlicher Geisteskraft, die niemals in einseitigen, eng begrenzten Aufgaben, und wären es die höchsten, ausreichende Befriedigung finden kann, noch ihren Reichtum unter einer Formel und einem Begriffsschema zusammenfassen lässt, waren von Anfang auch hier im Norden Deutschlands neben dem allerdings reicher ausgestatteten Süden und Westen die mannigfaltigsten Richtungen thätig. Diese haben verhindert, daß die Entwicklung des heranwachsenden Geschlechtes einer einzigen Tendenz allein überlassen bliebe; sie haben sich vielmehr bestrebt der Christenheit die im religiösen Leben errungene Freiheit auch auf den anderen Gebieten verwertbar zu machen und zu allseitigem Gedeihen zu entwickeln.

Dieser Charakter des Überganges ist auch ganz besonders aufgeprägt den damaligen Leistungen in der *Geschichte*, die, wenn gleichfalls auch vielfach noch anknüpfend an biblische Stoffe und in biblischen Anschauungen sich bewegend, doch auch schon in hohem Grade über diese Begründung hinausgehen und Ereignisse nicht blos des klassischen Altertums, sondern aller Zeiten in sorgsamer Erzählung vorführen, sie nach ihrer Bedeutung und ihrem sittlichen Werte beurteilen. Diese Bestrebungen finden wir niedergelegt in einer reichen Sammlung von Quaestiones und in den Schriften Melanchthons, dessen Wissenstriebe neben der theologisierenden Physik dieses Gebiet am meisten von allen Profanwissenschaften sympathisch war. Nicht nur in der Bearbeitung des *Chronicon Carionis*, zu der ihn sein ängstliches Herz trieb, damit er jeden Morgen die auf diesen Kalendertag fallenden Ereignisse sich zur Warnung und Belehrung gegenwärtigen könnte, hat er diese Neigung bethätigt, sondern er hat ihr auch Ausdruck gegeben in einer langen Reihe von Monographien, namentlich über die Kaiser der deutschen Heldenzeit.

Ganz anders mutet uns der Melanchthon an, der hier die Ergebnisse seiner Forschungen in vaterländischer Geschichte in der Absicht zusammengefasst hat, dadurch Lust und Liebe für die großen Erscheinungen der Vergangenheit zu wecken, als jener Zögling mittelalterlichen Aberglaubens, der sich ohne Ruh und Rast mit Dingen abmüht und in Anschauungen lebt, für welche abgesehen von den Kulturvölkern Hinterasiens doch heute kein Mensch mehr Verständnis und Interesse hat.

Jedoch würden wir sehr irren, wenn wir hier den reformatorischen Geist der Wahrheit und der objektiven Forschung sogleich in seiner vollsten Ausgestaltung uns wirksam dächten. Ist doch dieses Ideal selbst heute nach so langem Ringen nur bei den hervorragendsten Leitern dieser Wissenschaft verwirklicht, geschweige daß es in einer Zeit hervortreten könnte, die mitten inne stehend im Kampfe der gegnerischen Meinungen den Einsatz der vollen und ganzen Persönlichkeit in jedem Augenblicke von denen verlangte, welche sich an der Weiterführung der gewonnenen Ideen, am Ausbau der Geisteswissenschaften beteiligen wollten. Daher tritt in allen Äußerungen, welche wir über frühere Zeiten finden, ein kräftiger Subjektivismus hervor, der infolge der Notwendigkeit, die Waffen zum Kampfe zu nehmen, wo er sie findet, alle Ereignisse von seinem eigenen Standpunkte aus beurteilt und die Höhe ihres Wertes nach dem Verhältnisse bestimmt, in welchem sie zu der gegenwärtigen Weltanschauung stehen.

Wie sehr der eigentlich historische Sinn dem ganzen Zeitalter noch fehlte, wie wenig selbst die hervorragendsten Geister in Beurteilung früherer Leistungen rein nach dem diesen selbst innewohnenden Werte geübt waren, das zeigt Melanchthons Einladung zu seiner Vorlesung über des *Euripides Iphigenia in Aulide*, *Scripta publ. Bd. I, S. 28*. Mag er darin auch vieles dem noch wenig zu ästhetischem Urteile entwickelten Standpunkte seiner Zuhörer nachgegeben haben, immerhin ist es ein charakteristisches Zeichen für den trotz der Vorherrschaft der Theologie doch auch auf das unmittelbar Verwendbare, gerade auf das Praktische gerichteten Zug der Zeit, wenn wir die Einladung begründet finden durch die Thatsache, daß gerade dieses Stück viele Anweisungen für eine kluge Lebensführung und treffliche Charakterdarstellungen von Staatslenkern biete, ein Vorzug, der noch gesteigert werde durch einen großen Reichtum an ver-

wertbaren Sentenzen und durch eine Fülle von politischen Grundsätzen, welche der gegenwärtigen Entwicklung förderlich sein könnten. Wenn dabei auch der heroische Geist des Altertums Würdigung findet, die eigentliche Wertschätzung bleibt doch immer auf das Sittliche beschränkt, es fehlt noch ganz das Verständnis für den historischen Standpunkt, der unabhängig von etwaigen augenblicklichen Einflüssen auf den Leser einen Schriftsteller nach seiner eigenen Stellung in seiner Zeit beurteilt und ihn wertschätzt wegen seiner dichterischen Grösse, die sich in der Form der Darstellung, in dem Schwunge der Gedanken, in Reichthum und Gesundheit der Phantasie darstellt. An reinen, selbstlosen, freien ästhetischen Genuss denkt Melanchthon noch nicht, davon hat er so wenig, wie jene ganze Generation in Deutschland eine Ader gehabt. Dieser Standpunkt konnte uns ja erst errungen werden, nachdem ein Lessing die Vorstellungen über Dichtkunst geläutert, sie von allem Unwürdigen befreit und nachdem die große Schar der Klassiker sie durch neue Gedanken und Formen zu neuem Leben erweckt hatte.

Dieser Richtung auf das unmittelbar Verwertbare, der die ganze Aufgabe der Quaestiones auch entgegenkommen musste, entsprechen nun auch die aus der Geschichte gewählten Themata und ist adäquat die Art ihrer Behandlung. Vielfach haben wir dabei Gelegenheit die eingehende Kenntnis von Einzelheiten zu bewundern, die bei diesen Schulleistungen hervortritt, während von großen umfassenden Ideen sich nur wenig findet. Aber durch alle diese mannigfaltigen Darstellungen gehen ganz bestimmte Grundsätze hindurch, die ihre Erklärung nur aus dem Standpunkte der damaligen Entwicklung finden. Vor allen Dingen tritt uns trostreich entgegen eine milde Auffassung aller menschlichen Verhältnisse, ein maßvoll humaner Sinn und damit eng zusammenhängend ein tiefer Widerwille gegen alle Gewaltherrscher und ihr gesetzloses Gebahren. Daneben macht sich geltend eine warme Liebe zu allem Vaterländischen und ein herzliches Interesse für die Schicksale des Staates, des Reiches und der deutschen Nation.

Wenn Luther auch in seiner gesunden Thatkraft, in seinem heiligen Zorne über den Antichristen in Rom und seinen Anhang vor unseren Augen dasteht als ein schlagfertiger Kämpfer für Wahrheit und Menschenwürde — ein Bild, dessen drastische Züge der deutsche Volksgeist in der schon früh entstandenen, aber auch bereits vor 1700 als solche erkannten Sage von jenem wuchtigen Wurfe im engen Zimmer der Wartburg zusammengefasst hat — und wenn auch seine Streitschriften herausquillend aus den eigensten Erfahrungen eines reichen Seelenlebens wie flammende Schwerter dem Gegner entgegenblitzen, dennoch ist der Grundton seines Wesens eine reiche, umfassende Liebe zu seinem armen geknebelten Volke und zu allen, die ihm persönlich nahe stehen. Ein herrlicher Reichthum des Gemüthes bildet die Grundlage seines Wesens. Diese Gabe hat ihn zu dem Helden gemacht, bei dessen Namen dem Manne aus dem Volke das Herz rascher schlägt, sie hat ihn dazu getrieben, die Quelle reinster Freuden im ehrbaren Familienleben zu suchen und dadurch unserer Nation diese lauterste Geburtsstätte geistiger und sittlicher Kräfte dauernd zu erhalten. Einem solchen Manne ist jedes Wort, das er spricht, ein Ausdruck vollster Ueberzeugung und ernster Gesinnung. Wenn er daher überall das gewalthätige Vorgehen gegen die Ketzler verdammt, wenn er in seinem epochemachenden Aufrufe an den christlichen Adel deutscher Nation in diesem Sinne seine versöhnlichen Vorschläge behufs Ausgleichs mit den Böhmen macht, so zeigt sich hier mit siegreicher Gewalt der damals noch neue Grundsatz, dass durch die Ueberzeugung des freien Mannes allein die Anerkennung der christlichen Wahrheit ihre Ausbreitung gewinnen müsse. Das Wort in seiner Leben spendenden Kraft war ihm die Grundlage christlichen Glaubens und — was damit durchaus übereinstimmt — die Richtschnur christlichen Lebens. Die schöpferische Wirkung der vernünftigen Einsicht bethätigt sich allein auf dem Wege der frei gewonnenen Ueberzeugung, die durch äußere Einflüsse gar nicht hervorgebracht werden kann, zumal solche Einflüsse der edlen Natur des Menschen und seiner Würde widersprechen.

Mit solchen Anschauungen steht der große Reformator ganz auf der Höhe modernen

Geistes und einer humanen Auffassung der menschlichen Verhältnisse, wie sie der bildungssicheren Gegenwart ein Gegenstand des höchsten Stolzes ist. Wenn daher auch diese Idee noch nicht sogleich in volle Wirksamkeit treten konnte, wenn die abergläubische Auffassung des 15. Jahrhunderts auch noch siegreich sich in den schmachvollen Hexenprozessen gebrüstet hat, die Bahn war doch gebrochen, zu geeigneter Stunde trat der milde Glanz echt lutherischer Menschenliebe wieder hervor, um alles aus der Kurzsichtigkeit und Herzenshärte der Menschen entstandene Unheil wieder gutzumachen und die Gegenwart zu den eigentlich würdigen Aufgaben der Kultur zurückzuführen.

So sind es wieder unserem ganzen Wesen verwandte Anschauungen, welche wir in der Beantwortung der *Quaestio* S. 50 finden: *ob die Freisprechung des Anaxilaus von der Anklage als gerecht gelten darf, das er Byzanz dem Feinde übergeben, als er Bürger, Frauen und Kinder Hungers sterben sah.* Geht doch die Bejahung dieser Frage von der Hervorhebung des schönen Berufes aus, welchen die Kirche zu verfolgen habe, indem sie gegenüber dem Unheil, das die wilden Leidenschaften unter den Menschen anrichten, die freundliche Milde und ihre Segnungen zur Herrschaft bringe. „Vornehmlich ist es ja“, so fährt der Beantworter dieser Frage, Paulus Eber, der unermüdete Mitarbeiter Melanchthons, fort, „die Aufgabe der Kirche die Herzen so zu lenken, das sie daran verhindert werden, das so schon in der Welt herrschende Unglück durch eigenes leidenschaftliches Gebahren noch zu steigern.“ Nachdem die Verderblichkeit des furor durch Zitate aus Ennius und Polybius und durch Belege aus der Geschichte, wobei namentlich der erst vor zehn Jahren eingetretenen Katastrophe von Münster ausführlichere Erwähnung geschieht, nachdrückliche Bestätigung gefunden hat, wird die Behauptung aufgestellt, das nur Tyrannen und deren Geistesverwandte solch wahnsinniges Beharren bei der Verteidigung als Tugend rühmen können. Denn das Festbleiben bei einer gerechten Sache und bei einer durch die Not gebotenen Aufgabe habe mit solch verbrecherischer Gesinnung gar nichts gemein. Vielmehr stellt sich der humane Grundsatz des Luthertums in dem Gedanken dar, die Treue bei der Verteidigung einer Stadt sei nur insoweit erforderlich, als sich die Verteidigung bewerkstelligen lasse ohne Verstofs gegen andere und zwar höhere sittliche Pflichten. Denn die Pflichten des Soldaten haben ihre ganz bestimmte Grenze, welche geweiht ist durch Gottes Gesetz und durch das Gebot der Natur. Demgemäß haben Scipio in Spanien gegenüber der jungen Gefangenen, König Alfons, der in jener Zeit namentlich von italienischen Schriftstellern viel gerühmte Herr von Aragonien, vor Kajeta und die Spartaner in dem hier vorliegenden Falle richtig gehandelt, während die Perserkönige eine barbarische Gesinnung gezeigt haben in dem Lobe, das sie dem Bojes erteilten, weil er sich mit den Seinigen in Sestos verbrannte, nur um der demütigenden Kapitulation vorzubeugen. Denn zu Recht bestehen bleiben muß der Grundsatz: So weit nur darf man die Verteidigung treiben, als man Krieg mit Feinden führt, sie muß aufhören an dem Punkte, wo der Krieg gegen das Leben der Mitbürger und gegen die Naturgesetze beginnt.

Wir sehen, hier in Wittenberg wurde auf Grund der lutherischen Anschauung zum Heile der Christenheit ein milder, menschlich anmutender Geist heimisch und bahnte sich wieder eine fröhlichere, offenere Auffassung des Lebens an, als die strenge Asketik und die Weltflucht des Mittelalters sie zu bieten vermocht hatten. Freilich wäre dieser milde Sinn nicht imstande gewesen, der Weltmacht eines spanischen Philipp und der Herrschergewalt der Stuarts stand zu halten — dazu waren Charaktere erforderlich, wie sie Calvin in Genf durch seine strenge Lehre und durch seine alttestamentliche Anschauung erzog — freilich hat das Verpönen allen äußeren Zwanges manche Auswüchse begünstigt und namentlich auch wol eine lasche Praxis in Handhabung der Gesetze hervorgerufen, wie sie zum Teil anzusehen ist als Veranlassung der immer wiederkehrenden Ausschreitungen der hiesigen Studentenschaft; aber dennoch trotz all dieser Mängel möchten wir diese edle Humanität nicht missen. Ist sie doch gerade in erster Stelle die Urheberin all der milden Regungen geworden, welche nach der glücklichen Überwindung der bald

folgenden harten Prüfungen zumeist in den lutherischen Gebieten das Eis von den Herzen lösten und in dem freundlich-sorgenden Walten der Fürsten für die ihnen von Gott anvertrauten Völker, in dem thätigen Gehorsam der Unterthanen neues Leben mit neuen Gedanken, mit tröstlichen Aussichten in eine gesegnete Zukunft ermöglicht haben.

Bei dieser echt christlichen Auffassung, welche Luther allen menschlichen Verhältnissen gegeben hat, und bei dem damit zusammenhängenden Grundsatz, daß sie ihre Gestaltung nur nach freier Übereinkunft unter Wahrung der persönlichen Würde und mit möglichster Berücksichtigung der Freiheitsidee erhalten dürfen, erklärt es sich nun auch, wenn der glühendste Haß gegen die Tyrannen und die Verpönung jeder Gewaltthat gegen das Naturrecht in allen an politische Beziehungen anklingenden Äußerungen aufs schärfste hervortritt. Daß man sich nicht scheute, selbst unreife Knaben zum Organ der schwierigsten Fragen auf diesem Gebiete zu machen, damit die häufig wiederholte Betrachtung derselben immer festere Grundsätze in den gebildeten Kreisen entwickelte, zeigt die *Quaestio 7*, welche im Anschlusse an die Frage nach dem Rechte des Naboth, den Verkauf seines Weinberges dem Könige zu verweigern, die Rechtswidrigkeit des tyrannischen Verfahrens nachweist.

Der Vorwurf der Taktlosigkeit bei Wahl der Themata wird aber gemildert, wenn wir bedenken, daß damals wol die Literatur der Flugschriften d. h. der zur Behandlung eines ganz bestimmten, allgemein interessierenden Themas in die Welt hinaus gesandten Blätter, in einer Blüte stand, die uns heute noch durch ihren Reichtum und durch die Fülle des Stoffes einen Maßstab für die Höhe der Aufregung und die Gereiztheit der Gemüter bietet; dagegen fehlte es noch lange an allen periodischen Zeitschriften und ganz an der beschleunigten Zusammenfassung der Tagesfragen und an der schnellen Mitteilung der Weltereignisse, wie wir sie in unseren Zeitungen jetzt zur Verfügung haben. Obgleich das edlere Interesse für die Weltvorgänge und die bloße Neugierde damals, zumal in der geistig so angeregten Zeit des beginnenden 16. Jahrhunderts, in eben derselben Ausbreitung vorhanden waren wie heute, so haben doch die Schwierigkeiten der räumlichen Verbindung und die Langsamkeit der Beförderung diesen heute ins Unendliche ausgebreiteten Vermittler des geistigen Verkehrs, ohne welchen sich die Kulturvölker eine Lebensführung gar nicht mehr vorstellen können, noch recht lange, ja bis in die jüngsten Zeiten darnieder gehalten.

Diesen Trieb nach gegenseitigem Aussprechen über allgemein wichtige Fragen der Politik und Gelehrsamkeit zu befriedigen, waren neben dem emsig unterhaltenen Briefwechsel besonders bestimmt die Mitteilungen der *Scripta publica*, der Anschläge am schwarzen Brett, die uns daher in den Bekanntmachungen des Rektors ein reiches Material solcher Nachrichten bieten. Als erster Beamter der Universität bekam er wol immer die zuverlässigsten Berichte von den Amtsgenossen überall im deutschen Reiche und aus der Kanzlei seines Landesherrn selbst. In dem erklärlichen Bestreben, nun diese Kunde den Seinigen möglichst schnell zuzuführen, benutzt er alle möglichen Gelegenheiten, und dürfen wir dem pflichttreuen Manne keinen Vorwurf daraus machen, wenn er, nach unserem heutigen Urteile freilich recht taktlos, selbst Ankündigungen von Todesfällen unter den Universitätsverwandten zu dem betr. Zwecke verwertet. Namentlich aber erklärt sich aus dieser Aufgabe die übergroße Länge dieser amtlichen Bekanntmachungen, wenn auch der immer noch lebendige rhetorische Hang der Zeit bei der Formgebung mit wirksam gewesen ist. Hatte doch auch derselbe Zug, von den rednerischen Übungsschulen des Altertums her durch die ganze Folgezeit überliefert, neben dem Streben den Glanz der akademischen Feierlichkeiten zu erhöhen, die Redeübungen unserer *Quaestiones* selbst mit ins Leben gerufen.

Gerade diese Einrichtung konnte nun durch kein anderes Mittel dem kahlen Schematismus, der sich in den immer wiederkehrenden Entschuldigungsphrasen der Einleitungen bereits bemerkbar macht, sicherer entrissen werden als dadurch, daß man sie mit Hilfe der jüngst in die Zeit geworfenen Ideen mit neuem Inhalte füllte und auch allgemein interessierende Fragen, des streng

fachwissenschaftlichen Charakters entkleidet, in einer allen wissenschaftlich Gebildeten verständlichen Form zur Darstellung brachte. So finden wir in dieser Form, für welche dem langsamen Entwicklungsgange entsprechend immer noch und infolge der Mischung der Nationalitäten noch recht lange die lateinische Sprache ausreichte, die mannigfachsten Fragen behandelt, wie wir deren bereits einige kennen gelernt haben, und sind wir wol berechtigt, aus dem Inhalte einer solchen Abhandlung, die ja nach der eigenen stets wiederholten Schlussformel immer nur den Anstoß zu eingehender Disputation geben sollte, einen zuverlässigen Schluss zu ziehen auf die gerade zu der betr. Zeit in Universitätskreisen herrschende Stimmung, auf Richtung und Inhalt der Gedanken.

Betrachten wir nun in diesem Zusammenhange die vorliegende kurz gefasste Philippika in Tyrannos, so scheint es nicht zu gewagt, wenn wir dieses Thema als veranlasst ansehen durch die gerade im Anfange der dreissiger Jahre so überaus gesteigerte Einziehung der Kirchengüter vonseiten des kühn und gewalthätig aufstrebenden Landesfürstentums. Tritt doch in dem Schicksale des unbedachten Naboth die ganze Willkür orientalischen Regiments lebhaft vor Augen, wie man es damals wol oft sein Wesen mitten in den deutschen Gauen treiben sah, und liefs sich hier die arge Verletzung des ius naturale in grellen Farben schildern. Den Fürsten wird daher die Mahnung zuteil, daß sie das Privateigentum der Bürger, und zwar nur nach seiner Steuerkraft in Anspruch nehmen dürfen ad communem defensionem, non ad privatas cupiditates, also nur in den seltenen Fällen, wo das allgemeine Interesse auch vom Einzelnen große Opfer fordert. Als Befehlshaber der Kriegsmacht sind die Gebieter verpflichtet Leib und Leben der Staatsangehörigen vielmehr gegen jede Vergewaltigung zu schützen und sich nach dem Ausspruche des Täufers zu begnügen mit dem Einkommen, das ihnen dafür zugeteilt ist. Göttliches Recht und menschliche Rechtsbegriffe werden gegen etwaige Vergewaltigung angerufen, und der Anspruch der Unterthanen auf freie Bewegung und unabhängiges Eigentum wird aufs nachdrücklichste geltend gemacht. Dem gegenüber wird scharf getadelt die infolge Einführung des römischen Rechts in weiten Kreisen herrschend gewordene Ansicht, als ob die Fürsten wirklich Herren seien auch des Privatbesitzes der Bürger. Würden doch dadurch nur die tyrannischen Neigungen gesteigert und die Raubgier zum Einbruche in fremde Rechte angefacht, als ob das Herrenrecht unbestreitbar wäre. Absit, heisst es am Schlusse mit ernstem Nachdruck, absit haec tyrannis a populis, qui iure, legibus, religione, quibus rebus munita est libertas, reguntur, möchten doch alle Kulturvölker vor solcher Vergewaltigung behütet bleiben!

Daß aber hier, zumal im Vergleich zur Devotion späterer Zeiten, überhaupt eine Art republikanischer Offenheit hervortritt und den principes, dem hohen Adel des Reiches, und ihren selbstsüchtigen Neigungen gegenüber gar kein Respekt bezeugt wird — sind doch all diese Klagen von unreifen Knaben in feierlicher Sitzung öffentlich ausgesprochen — diese Beobachtung erklärt sich aus dem Stadium der Entwicklung, in welchem sich das *Landesfürstentum* damals gerade befand, *aus der Geltung ferner, die der Lehrkörper der Universität damals im Staatswesen hatte, und aus der Art seiner Zusammensetzung.*

Jene neue Gewalt war nämlich in den meisten Gebieten erst noch begriffen im Aufsteigen zur unbedingten Herrschaft, nachdem es ihr gelungen war in einer Jahrhunderte währenden Entwicklung alle hinderlichen, früher gleichfalls einflußreichen Nebenbuhler zurückzudrängen. Zunächst war die alte nationale Herzogsgewalt mit Unterstützung der dadurch gleichfalls bedrohten Kaiser gesprengt, und dann wurden die Ansprüche des Reiches und seines Oberhauptes selbst mehr und mehr zurückgeschoben, bis der oberste Gebieter der Christenheit sich einer zahllosen Fülle von territorialen Herrschaften machtlos gegenüber sah. Je weniger nun diese Emporkömmlinge das Reichsrecht als Stütze ihrer Souveränität heranziehen konnten, um so eifriger waren sie bestrebt die realen Machtmittel in ihre Hand zu bekommen. Daher ging neben dem Ankämpfen gegen die von auswärts kommenden Hindernisse her ein rastloses Mühen um Erwerbung von Rechten gegenüber den Ständen des eigenen Territoriums und um Abrundung und Befestigung des

territorialen Besitzes. Wie langsam diese Entwicklung fortschritt und wie schwer den Deutschen das Einleben in die Anschauungen des modernen Staatswesens geworden ist, das zeigt gerade dieses einst so einflussreiche Institut der Stände, welche lange als Vertreter gegolten haben nicht des Gemeinwesens als solchen, sondern nur der einzelnen korporativ gegen einander abgeschlossenen Bestandteile von solchen Besitzungen, welche zufällig nach Erbrecht oder sonst infolge von Verträgen in einer Hand vereinigt sich zusammengefunden hatten.

Die Reformation fällt nun gerade hinein in diesen Entwicklungsgang und kommt demselben weiterhin zu statten, da sie dem mehr und mehr sich geltend machenden Bestreben der Nation vorarbeitet, der endlos wachsenden Vereinigung des Grundbesitzes in der Hand der verweltlichten und ihrem Berufe, selbst nach der Meinung ihrer treuesten Söhne, ganz entfremdeten Kirche endlich einmal Halt zu gebieten. So ist die ganze religiöse Bewegung an und für sich schon mit ihrem Bestande und mit ihrem Streben nach Sicherung gerade auf dieses gleichfalls neue Gebilde im Organismus des deutschen Lebens, auf die Fürsten, angewiesen. Als es darauf ankam, die durch Erweckung des deutschen Gewissens in Lehre und Leben geläuterte Religion in die sichtbare Form einer festen kirchlichen Gemeinschaft hinüberzuführen, blieb daher trotz anfänglichen, wol berechtigten Widerstrebens dem Reformator gar kein anderer Weg übrig, als der engste Anschluß an die Kräfte, welche allein durch ihre ganze Beschaffenheit und dank ihrer Stellung zum Bestehenden dem schwierigen, vielseitig angefochtenen Werke eine sichere Zukunft zu versprechen schienen.

Hatte doch der Entwicklungsgang, welchen die deutsche Geschichte bisher genommen, die Unfähigkeit der älteren ständischen Gliederungen, als Mittelpunkte einer neuen Phase zu dienen, dem Kundigen hinreichend nachgewiesen und waren die traurigen Erfahrungen des so hoffnungsreich sich einführenden fünften Lustrum des Jahrhunderts entscheidend für die Rolle, welche seitdem der streitbare Adel und der in Knechtschaft grollende Bauernstand im Leben der Nation vorläufig spielen sollten. Beide haben sie wol den Armeen ganz Europas die besten Organisatoren und das tüchtigste Material geliefert, aber auf das Schicksal des deutschen Vaterlandes selbst blieben sie fortan ohne bestimmenden Einfluß!

Und in den Städten fand Luther von Anfang an mehr die Unterstützung der Intelligenz und Gelehrsamkeit, als dafs er sie als Sitze politischen Einflusses hätte schätzen können. Thatächlich lag schon zwischen dem 7jährigen Aufenthalte in dem betriebsamen und glänzenden Erfurt und Luthers Auftreten als Leiter der deutschen Geschichte eine zu lange Zeit, als dafs durch die Vergegenwärtigung der damals vielleicht gemachten Beobachtungen die biblische Geringschätzung des Städtewesens mit seinem Feilschen und Zinsnehmen und die ersten Eindrücke der armseligen Jugend hätten zurückgedrängt werden können, ein Erfolg, den zu erwirken die stille Residenz des städtearmen Kurkreises auch nicht geeignet war. In der That, wenn auch Maximilians Talent es verstanden hatte, im schwäbischen Bunde zum letzten Male das Element der oberdeutschen Städte zu politischer Geltung zu bringen, damit die burgundischen Lande gegen das schon damals nach dem Rheine lüsterne Frankreich gedeckt würden, der Widerstreit der nur äußerlich verknüpften Interessen und die geringe Beweglichkeit der Organisation haben in entscheidender Stunde doch den kläglichsten Bankerott herbeigeführt. Damit brach endlich im schmalkaldischen Kriege die hohe Politik der Städte zusammen; denn Magdeburgs Ausharren war zu vereinzelt, als dafs es die verlorene Sache hätte retten können.

Den Verfall der vom Mittelalter her überlieferten politischen Bildungen konnte also die Reformation nicht aufhalten, geschweige dafs sie von dem Schicksale dieser überlebten Zustände ihre eigene Zukunft hätte abhängig machen dürfen. Durch die Beschaffenheit seines Wirkungskreises fernerhin als Professor in Wittenberg und durch das Verhältnis der Universität zum Landesherrn war nun aber Luther von dem Augenblicke an, da sein Werk die engen Grenzen des bloß gelehrten Streitens überschritt, auf den Kurfürsten und seine Entschliessungen in ge-

wissem Sinne angewiesen, wenn er auch einen für die Hauptsache entscheidenden Einfluss von dieser Seite bekanntermassen nie zugelassen hat. Von Bedeutung musste es aber unter den nun einmal gegebenen Verhältnissen doch immerhin sein, daß Friedrich der Weise durchaus mit Verständnis dem neuen Geiste entgegen kam durch die festbegründete Ansicht Gamaliels, die er in allen Verwicklungen unerschütterlich aufrecht hielt, daß der Sieg der Wahrheit von allen menschlichen Sorgen und Mühen durchaus unabhängig sei. Mit Recht hat man daher diesen Grundsatz unter die Kernsprüche aufgenommen, welche unser Lutherdenkmal zieren. Und wenn sich schliesslich noch Bedenken erhoben hätten, sie mussten zerstreut werden, als all die herrlichsten Kräfte der Nation im Aufstande der Ritter und in der wilden Erhebung der Bauern, weil ohne maßvolle Leitung, nutzlos zu Grunde gingen. Weil der deutschen Nation wieder einmal in der rechten Stunde der rechte Staatsmann und Feldherr fehlte, da blieb dem Reformator gar kein anderer Weg mehr, als der Anschluss an das Landesfürstentum; denn gerade dieser ermöglichte noch allein das Festhalten an Gesetzlichkeit und Ordnung und entsprach damit den Tendenzen Luthers selbst und seinem Wesen am besten.

Aber wie die städtischen Gelehrten Bannerträger des Humanismus gewesen sind, so haben sie damals auch dank ihren trefflichen Schulen diejenigen wissenschaftlichen Kräfte erzogen, welche mit Verständnis dem neuen Geiste sich widmeten und seine Ziele auf allen Gebieten des Wissens in fleißigem Forschen und Sinnen verfolgt haben. Sachgemäß standen hier in erster Linie die regsamen Söhne der großen freien Reichsstädte, jener Sammelplätze der Gelehrsamkeit, welche die reichsten Mittel für die Pflege der Wissenschaften aufzuwenden imstande und gern geneigt waren. Hatte doch der Humanismus vor allem ein gewisses Verständnis für den hohen Wert der Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Sinn in den städtischen Kreisen verbreitet und dadurch auch dem allzu nachdrücklichen Betonen des allein materiellen Besitzes — wie es in Kreisen des Gewerbes und an Handelsplätzen sich leicht anspruchsvoll geltend macht — ein starkes Gegengewicht gegeben.

Als daher nach dem Zusammenbruche des mittelalterlichen Kirchentums sich vielfach die Ansicht geltend machte, nun, da der Sohn nicht mehr Mönch und Prälat werden könne, sei die wissenschaftliche Bildung überhaupt überflüssig geworden, da konnte sich Luther mit seinen Reformvorschlägen vertrauensvoll gerade an die Ratsherren der deutschen Städte wenden und später an Spengler in Nürnberg seine hierauf bezügliche Predigt schicken und Melanchthon fand in seiner Verzweiflung über den jammervollen Zustand des kirchlichen Lebens im kölnen Erzbistum anno 1543 Ermutigung und Trost in dem Ansuchen der soester Geistlichkeit, er möge sie durch ein Schreiben an den Magistrat bei Errichtung einer höheren Schule unterstützen.

Wenn daher auch die Universitäten in ihrer Mehrzahl dem Landesfürstentum ihre Gründung zu danken haben — denn die päpstliche Bestätigung war unter den obwaltenden Verhältnissen doch nichts weiter als eine bloße Formalität — und naturgemäß in Verwaltung und pekuniären Bedingungen als vielfach von dessen Belieben sich abhängig darstellen, so erfährt dieses Verhältnis doch schon durch den Umstand eine gewisse Modifikation, daß die meisten Professoren aus der auf ihre politische Unabhängigkeit und Freiheit stolzen Bevölkerung der wehrhaften Reichsstädte hervorgegangen waren und daher wol Begriffe über Landesfürstentum und Herrscher-gewalt mitbrachten, mit denen die spätere Schmiegsamkeit noch nicht vereinbar war.

Dieses Gefühl selbständiger Geltung, das beste Erbeil der mittelalterlichen Zersplitterung unserer Volkskräfte, wurde ihnen ferner erhalten und geschützt durch die eigentümliche, gleichfalls vom Mittelalter überkommene Verfassung der Universitäten selbst, welche förmlich als politische Gemeinwesen mit weit reichender eigener Gerichtsbarkeit und Vollziehungsgewalt organisiert, in ihrer Geltung als gewichtige Faktoren überall Berücksichtigung heischten. Die Fürsten selbst waren beflissen diesen Einfluss zu steigern durch den gleichfalls wieder in ihrem eigenen Interesse

festgehaltenen Brauch, eintretenden Falles nicht nur bei theologischen Fragen, sondern bei Streitigkeiten jeglicher Art das entscheidende Gutachten der Fakultäten einzufordern.

Nach außen fand diese leitende Stellung Anerkennung in der Aufmerksamkeit, mit welcher sich der Gelehrtenstand namentlich bei feierlichen Gelegenheiten stets von den neuen Gebieten der politischen Welt behandelt sah und in den hohen Ehren, mit denen ihn zu überhäufen die Fürstenhöfe nie ermüdeten. Waren doch auch die stehenden Berater der Herrscher, jene seit dieser Zeit so einflussreichen und daher oft erwähnten fürstlichen Räte, meist selbst Angehörige des Professorenstandes, und sahen sich dieselben daher oft veranlasst, auf ihre Kollegen an der Universität und deren Interessen in mannigfacher Weise bestimmte Rücksichten zu nehmen. Aufs engste hing also die Universität, zumal in so kleinen Staatswesen, wie der Kurkreis es doch immerhin bildete, mit dem Leben und Treiben des weltlichen Regiments zusammen, zwischen Hof und Aula walteten die reichsten Beziehungen, Staatsregierung und Studierzimmer standen im engsten Wechselverhältnis, wie uns das so viele Nachrichten über Luther u. a. denn auch bezeugen.

Rechnen wir dazu die durch den Humanismus neu erweckte Erinnerung an die glänzenden Republiken des Altertums, deren Wertschätzung auf das richtige Maß zu beschränken erst der jüngsten Vergangenheit vergönnt gewesen ist, und ziehen wir inbetracht die traurigen Erfahrungen, welche die bildungsstolzen Italiener bereits mit ihren Fürstenhöfen vor den Augen der Deutschen zu machen hatten, so konnte es nicht ausbleiben, daß ein stolzes Gefühl selbständiger Geltung sich in unserem Gelehrtenstande entwickelte, ein Selbstbewusstsein hervortrat, wie es vor allen Dingen bei Luther selbst den Vertretern des Fürstenstandes gegenüber oft so scharf und drastisch losbricht.

Nun sind uns auch so unverblümte Äußerungen wol erklärlich, wie sie in der oben betrachteten Quaestio nicht nur, sondern in einer ganzen Reihe ähnlicher Abhandlungen dem erstaunten Leser entgegentreten. Und wenn die Wörter princeps und tyrannus vielfach als Wechselbegriffe gebraucht werden, so liegt darin offenbar ausgesprochen die Verurteilung des damals noch oft ungesetzlichen Verfahrens einer eben erst in den Kreis der politischen Kräfte sich mit Mühe einführenden Institution, die erklärlicher Weise wiederum rücksichtslos alle ihr irgend zugänglichen Mittel auf Verwirklichung des großen Zweckes verwenden musste. In der That lag dieser kalt-praktische Trieb, wie Macchiavellis Schriften zeigen, in dem Zuge jener ganzen Zeit gleichfalls begründet.

Recht gegeben hat die Fügung des Schicksals diesem rasstlosen Zusammenraffen alles irgend Verfügbaren in der Thatsache, daß beim Zusammensturze des alten Reiches das erstarkte Landesfürstentum die Freiheit des Bekenntnisses und damit die zuverlässige Hoffnung einer gedeihlichen Weiterentwicklung zu retten vermochte. Ja, die Möglichkeit des neuen deutschen Kaiserreiches auf allein nationaler Grundlage ist demselben Landesfürstentum zu danken, dessen Bestrebungen in der Politik der Hohenzollern ihren edelsten und reinsten Ausdruck gefunden haben und darum in diesem Fürstenhause allein einen Erfolg erringen konnten, welcher der ganzen Nation zum Heile gereichte, zu ihrer Erlösung aus beschränkten Verhältnissen führte, endlich wieder ihre einflussreiche Teilnahme an der Gestaltung der europäischen Geschehnisse ermöglichte und Deutschland in dem eben noch geeigneten Augenblicke befähigt hat, an dem Wettkampfe um die Güter des Lebens, in welchem jetzt die herrschenden Nationen der Erde stehen, erfolgreich sich zu beteiligen.

Diesem also in seiner für die deutsche Geschichte leitenden Bedeutung anerkannten Fürstentume trat in jenen ersten Phasen seines Wachstums im Gelehrtenstande der Universitäten das seiner Kraft und seines Wertes sich gleichfalls vollbewusste Bürgertum der freien Reichsstädte gegenüber als wohlwollender Mahner zu gerechtem, maßvollem Regimente. In dieser Aufgabe ersetzte es in gewissem Sinne als Vertreter der gesamten Bevölkerung die mehr und mehr

hinschwindenden und in ihrer staatlichen Geltung gebrochenen Stände, welche ohne höhere Ziele nur die Einzelinteressen ängstlich zu hüten von jeher gewohnt gewesen waren.

Entsprechend dieser doppelten Stellung des Luthertums zum Fürstenstande, in welchem es einerseits in des Stifters Sinne den Vertreter der Obrigkeit verehrte, andererseits den weltlichen Gewalthaber mit Besorgnis beobachtete, ist in der 9. *Quaestio*, wol gerade im Jahre 1532, als sich die tyrannischen Neigungen des Kaisers vor kurzem erst recht fühlbar gemacht hatten, die Frage aufgeworfen *an iure C. Caesar sit interfectus*.

In der That ist alles, was damals an Kenntnissen über den Sachverhalt irgend zugänglich war, zu möglichst reicher Ausstattung der beiden Seiten der Frage herangezogen. Dafs besonders der durch Luther zur Geltung gebrachte Standpunkt der evangelischen Kirche hervorgehoben wurde, zeigt unter den behufs Verurteilung der That angeführten Punkten besonders der Hinweis auf die geheiligte und geweihte Stellung der Obrigkeit, die es selbst dann als Aufstand verurteilt, wenn gegen ungerechtes Walten die Waffen ergriffen werden; denn niemand sonst als der Obrigkeit allein sei die Gewalt von Gott erteilt. Wenn dann hervorgehoben wird, wie der gewaltsame Untergang der Mörder selbst und das dann folgende Regiment der Freunde Cäsars die Unthat als von der Gottheit verdammt darstelle, so erkennen wir mit Freuden, wie man damals schon allen Ernstes darauf ausging, grofse geschichtliche Vorgänge sich nach allen Seiten hin klar zu machen und in das Verständnis historischer Fragen einzudringen. Freilich das Richtige nur zu ahnen, war man damals erst imstande, zur vollen Klarheit konnte man deshalb noch nicht durchdringen, weil man — das zeigt auch in dieser Abhandlung der Ausdruck im einzelnen — trotz des lebendigen Gottesbewusstseins die geschichtlichen Vorgänge mit viel zu starkem Nachdrucke zurückführte auf willkürliche Unternehmungen der einzelnen Personen und auf das Walten des Zufalls. Die durchgehends herrschenden Gesetze zu erkennen, dazu gehörte eine längere Beobachtung und tiefer eindringende Forschung, als sie jene mit neuen Aufgaben so sehr überbürdete Zeit zu leisten vermochte.

Nachdem zum Schlusse der persönliche Charakter Cäsars, der ein so schmähhches Ende nicht verdient hätte, ausführlich geschildert ist, wird mit der Hervorhebung der entgegenstehenden Ansicht des Brutus der Übergang bewerkstelligt zu dem zweiten Hauptteile der Frage und sofort die Antwort eingeführt mit den Worten: *Tyrannos occidere iure naturae concessum est*, d. h. der Tyrannenmord ist nach dem Naturrechte gestattet, da die Obrigkeit nicht nur Rechte hat, sondern auch an die Pflicht gebunden ist, sich einer schrankenlosen Willkür zu enthalten und in den Grenzen sich zu bewegen, welche die Natur fest und unüberschreitbar gezogen hat. Dieser Standpunkt wird dann mit ziemlich eingehender Geschichtskennntnis durch solche Beispiele des Näheren befestigt, welche zeigen, wie ein von Gewaltherrn gegen das heilige Recht begangener Frevel rücksichtslos gestraft wird. Nach der Rechtfertigung des Harpagus gegenüber dem Astyages, des Thrasylbul gegenüber den Dreifsig und nachdem er dem römischen Heere in seiner Erhebung gegen den frivolen Decemvir App. Claudius Recht gegeben, fährt der weder mit Namen noch nach Nationalität bestimmt gekennzeichnete Redner fort: *Apud Helvetios praefectus Austriacus puero supra caput pomum posuit pro scopo et pueri patrem iussit telum ad hunc scopum in iaculando dirigere, quod quidem fecit ille feliciter et pomum perculit illaeso filio. Sed, fügt der Erzähler nachdrucksvoll hinzu, hoc fecit sapientius ac iustius, quod alterum telum direxit in tyrannum.*

Diese Behauptung wird dann gerechtfertigt nach den Geboten des Naturrechts, das unbekümmert um die Paragraphen der Gesetzessammlungen seine Grundzüge in jedes Menschen Herz gelegt hat und uns befiehlt *non solum a nostro capite, sed etiam ab aliis, quorum nobis tutelam natura commisit, iniuriam depellere*. Und welche Stellung demgemäfs der gewissenhafte Gebieter selbst den Unterthanen gegenüber einzunehmen habe, das zeigt der gewichtvolle Ausspruch Traians, der seinem praefectus praetorio das Schwert gegeben habe mit den Worten:

hoc gladio pro me utaris, si iusta imperavero, sin autem iniusta imperavero, me ferito. Cäsar selbst, dessen Schicksal zu diesen Darlegungen Anlaß gegeben, wird dann unter die Kategorie der verwerflichen Tyrannen gestellt durch die Ausdehnung des Begriffes der Tyrannis als des gesetzwidrigen Gebahrens gegen Bürger und Staat auch auf diejenigen, welche mit Waffengewalt die bestehende Verfassung des Gemeinwesens ändern. Aus diesen Prämissen erwächst in zwingender Folge der Schlufs, daß Brutus Recht gehabt habe mit seinem Urteile über Cäsars gewaltsamen Tod.

Überblicken wir den ganzen Gang, den die Behandlung der bedeutungsvollen Streitfrage hier nimmt, so fällt uns vor allem auf die überall durchgehende Berufung auf *das Naturrecht*, das geschrieben im Herzen jedes Menschen lebe mit dem überall und unter allen Bedingungen maßgebenden Ansprüche auf Geltung. Damit stellt sich der neue *Geist der Reformation entgegen dem landfremden römischen Rechte*, das in seiner fremden Auffassungsweise, mit seinem Formelwesen und unständlichen Verfahren dem deutschen Volke verhasst war. Er tritt ein für die altüberlieferte nationale Rechtsanschauung, die tief wurzelnd im Charakter des Volkes, mit demselben zugleich sich entfaltend, für das Rechtsleben genau dieselbe Bedeutung hat, wie sie der Einsetzung der Bibel in ihre gebührenden Rechte für die Kirche beiwöhnt. Beides hängt aufs engste zusammen, und so erscheint nach dieser Seite hin *die Wirkung der Reformation gleichbedeutend zu sein mit der Wiedereinsetzung des naturgemäßen, einfach menschlichen Wesens in seine unveräußerlichen Rechte gegenüber dem Künstlichen und Verrenkten einer nach ursprünglich fremden Grundsätzen entwickelten Weltanschauung*.

Weiterhin aber zeichnet sich uns hier an einem anschaulichen Beispiele die eigentümliche *Doppelstellung*, in welche das *Luthertum* durch seine eigene Natur und dank der Einwirkung der äußeren Umstände zum *Fürstentum* gebracht ist. Denn während schon der Grundgedanke, daß ohne Zwang das Wort allein die Herzen gewinnen müsse, die Anwendung aller Gewalt selbst in der Notwehr verpönte, hatten die großen Erschütterungen der letzten Jahre es unwiderleglich gezeigt, daß das Landesfürstentum allein der weiteren Entwicklung der Nation sicheren Halt zu bieten vermöchte. So neigten sich ganz unmerklich mehr und mehr die Gedanken der Auffassung zu, dem weltlichen Gebieter des einzelnen Territoriums einen maßgebenden Einfluß auch in den äußeren Fragen der kirchlichen Organisation zu gestatten; hatte man doch seiner Festigkeit zum großen Teile die unbehelligte Durchführung des großen Werkes zu danken. Und da nun die Leiter der evangelischen Kirche und der Universität zugleich in vielfacher Hinsicht einen maßgebenden Einfluß auf das Verhalten der Landesherrn hatten und auch wegen ihrer Stellung im Volksleben mit dem höchsten Respekt von denselben behandelt wurden, so trat in der Vorstellung leicht jeder Unterschied zwischen diesen beiden Faktoren zurück, und erschienen *die Interessen des weltlichen Oberhauptes nicht nur verbunden, sondern fast eins und innerlich verschmolzen mit den kirchlich religiösen Aufgaben der evangelischen Geistlichkeit*. Namentlich hier in Wittenberg prägt sich dieses enge Zusammengehen aufs schärfste aus, seitdem auf den mehr still beobachtend, oft fast kalt sich zurückhaltenden Friedrich den Weisen sein ganz auf evangelischer Anschauung fußender Bruder *Johann, mit Recht der Beständige genannt*, im Regimente gefolgt war. Unter ihm lebten sich hier Staat und Kirche mit ihren gegenseitigen Beziehungen in einander ein und gewöhnten sich beiderseits daran, das eigene Heil im unverletzten Bestande des anderen zu sehen.

*Dieser Obrigkeit gegenüber* gilt nun das unbedingte Verbot eines jeden Widerstandes, selbst wenn er sich gegen unberechtigte Vergewaltigung wendet, und hier ist Luther imstande seinen humanen Grundsatz der Verwerflichkeit aller Gewaltmittel mit allgemeiner Zustimmung durchzusetzen. Auf eine solche Obrigkeit, die mit dem kirchlichen Leben ihrer Unterthanen in der engsten Beziehung steht, kann nun aber auch gar nicht der Begriff der fluchwürdigen Tyrannis Anwendung finden, welche darauf ausgeht, das Leben des Volkes im feindlichen Gegensatze zu hemmen und seine Äußerungen zu zertreten. Solche Hemmungen können nur von einer dem deutschen Volke fremden Macht kommen, von einer Macht, welcher guter Wille und Verständnis für das

nationale Leben fehlen. Und dieser Feind ist vor allen Dingen zu suchen im römischen Lager und in den Gewalten, welche des Papstes Sache auf deutschem Boden noch vertreten. Demnach glauben wir Luthers und der Seinigen Gedanken gerecht zu werden und den Vorwurf des Widerspruchs beseitigen zu können, wenn wir in den viel zitierten Tyrannen neben allen gewalthätigen Fürsten jetzt auch sehen das römisch-spanische Regiment, das mit seinem Anhang seit dem letzten Reichstage zu Augsburg (1530) sich in den deutschen Gauen wieder so breit machte und durch sein Gebahren die Evangelischen zum Abschlusse des schmalkaldischen Bundes genötigt hatte. Dem Bekenner des Evangeliums müssen alle selbstsüchtigen Charaktere verhasst sein, die offen oder heimlich dem Wirken des reinen Geistes entgegenarbeiten. Beide, der spanische König und derjenige deutsche Landesfürst, welcher seiner Pflicht gegen die geläuterte Kirche nicht nachkommt, stehen in der Wertschätzung auf ganz gleicher Stufe, gegen beide also ist der über die Tyrannen ausgesprochene Fluch in gleicher Weise gerichtet. Mit der Schöpfung des schmalkaldischen Bundes aber war eine zwar nur kurze Zeit bestehende, aber in ihrer vorbildlichen Bedeutung epochemachende Organisation der nationalen Kräfte entstanden, die ihren festen Kern in den freien Städten und im evangelischen Landesfürstentum besaßen, in den beiden Lebensformen, welche in gegenseitiger Ergänzung der geistigen und materiellen Mittel Großes zum Heile der Nation zu leisten versprochen. Ist doch in dieser Erkenntnis Friedrich d. Gr. bei seinen Vorschlägen für eine Erneuerung des nationalen Staates ausdrücklich auf dieses Vorbild zurückgegangen.

Dem damals herrschenden Zwange der Verhältnisse musste sich selbst der feste Sinn eines Luther beugen, er musste die Notwendigkeit, gegen spanische Vergewaltigung sich Schutz zu suchen, in seiner Zustimmung zum Bunde anerkennen. Wenn er auch sonst seit jenen weltgeschichtlichen Tagen von Worms sich gegen praktische Rücksichten immer verschlossen hatte, sobald sie in irgend einer Beziehung eine Verschiebung des rein biblischen Standpunktes zu verlangen schienen, hier wurde ja der Gewissenszwang vermieden, da Carl V. und seine spanischen Diplomaten und Feldherren Wege einschlugen, welche den Vorwurf tyrannischer Neigungen zu rechtfertigen schienen. Wie sie mehr und mehr dem deutschen Volke als Fremdlinge gegenübertraten, in demselben Verhältnisse, wie sich herausstellte, das Deutschland mit seinen reichen Kräften in ihren Augen nichts sei, als das große Arsenal und die Rüstkammer für die im habsburgischen Hausinteresse geführten Kriege, und wie man es nun mit ansehen musste, das die heiligsten Empfindungen der Nation dort gar kein Verständnis, ja nur Spott und Hohn fanden, in demselben Grade musste auch das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrzahl seine anfänglichen Sympathien für den jungen Königsspross hinschwinden lassen und dieselben fortschreitend in Feindschaft und Hass wandeln. Staatsrechtlich aber diese von der geläuterten Religion zumeist verdamnte Abneigung gegen die Obrigkeit zu rechtfertigen, dazu bot der eigentümliche Zustand der deutschen Reichsverfassung auch wieder eine willkommene Handhabe. War doch die *Kaiserkrone* von Anfang angesehen als ein *Palladium* nicht des deutschen Volkes allein, sondern *der gesamten occidentalen Christenheit*, der Kaiser sonach also nicht zu betrachten als ein spezifisch deutscher Herrscher, der außerhalb seiner Erblande mehr zu fordern gehabt hätte, als ein im allgemeinen freundliches Entgegenkommen oder gar hier einen unbedingten Gehorsam hätte erwarten dürfen. Dazu hatten die Kaiser selbst durch ihr Verhalten den zahllosen Rebellen gegenüber diese Auffassung als richtig anerkannt. Ist doch Friedrich I. selbst gegen Heinrich den Löwen so streng vorgegangen durchaus nicht etwa wegen seines Herisiz in Italien, sondern nur gezwungen durch die norddeutschen Neider des großen Welfen. Der bestimmten Willensäußerung dieser Fürsten und Bischöfe musste sich selbst der große Staufer fügen.

Bei solcher altüberlieferten Auffassung von den oberherrlichen Rechten des Kaisers ist es nun erklärlich, wenn die juristischen Beiräte der Fürsten für ängstliche Gewissen den staatsrechtlichen Grundsatz aufstellten, wonach Gehorsam geschuldet werde allein dem *Landesfürsten*, der mit dem Lande und seinen Interessen eng verwachsen *nach Erbrecht* seine Herrschaft führe,

während der durch die *willkürliche Wahl der Kurfürsten* unter dem Einflusse politischer Erwägungen erst *gesetzte* Oberherr einen solchen für alle Verhältnisse giltigen Anspruch zu erheben nicht berechtigt sei. Wir beobachten hier, wie gerade damals bei Carl V. und bei der Art seiner Wahl gerade in hervorragendem Maße diese Auslegung eine geschichtliche Unterlage fand. Wie konnte der landfremde Spanier, der nicht nach der freien Entschliessung des deutschen Volkes die Krone trug, gleiche Geltung beanspruchen, wie der Herr und Fürst, der unmittelbar den Seinen stets gegenwärtig, in seiner ganzen Stellung mit seinen Unterthanen aufs innigste verwachsen war? War doch diese enge Verbindung jetzt noch ganz besonders stark geknüpft durch den gemeinsamen Kampf, den Fürst und Volk für das reine Evangelium und seine Bewahrung durchführen zu müssen sich jeden Augenblick in der Lage sahen. So war die Verbindung zwischen Kaiser und Nation gelöst, sie waren sich fremd geworden, und nun erklärt sich der tragische Sturz des grossen Spaniers in seiner überraschenden Schnelligkeit, und der Beifall ist uns verständlich, den solche Äußerungen über die Tyrannen finden mussten, wie wir sie im Vorstehenden kennen gelernt haben und sie auf den Missbrauch der Imperatorengewalt ebenso gut beziehen müssen, wie auf das oft gewalthätige Landesfürstentum. Freilich könnte man einwenden, dass zu Anfang der dreissiger Jahre die deutsche Nation doch noch nicht die schlimmsten Erfahrungen mit dem Willkürregiment des Spaniers gemacht habe, wie sie erst das nächste Decennium bringen und Luther selbst sie nicht mehr erleben sollte, und dass daher die Schärfe des Ausdrucks vielfach übertrieben erscheine und nicht auf eigene Erfahrung, sondern nur zurückzuführen sei auf die Nachahmung der alten Rhetoren, auf die ja auch alle herangezogenen Beispiele mit Ausnahme eines einzigen hinweisen. Dem gegenüber ist aber geltend zu machen, dass in Augsburg 1530 die Gegensätze bei den Verhandlungen und im sonstigen Verkehr in einem solchen Grade und mit so starker Hitze zusammenstiefsen, dass vollkommene Klarheit über das wahre Verhältnis zum Kaiser sich in den leitenden Kreisen zunächst und dann auch hier unter den Vertretern des wissenschaftlichen Lebens schnell verbreitete. Und dann hat ja die Zusammenstellung der für würdig befundenen Quaestiones erst 1557 stattgefunden, zu einer Zeit also, da man die ganze Entwicklung und die dabei wirksam gewesenen Kräfte bereits vollkommen überblicken konnte.

Und findet jemand wirklich etwas gar zu viel Hitze in den Anklagen der vorliegenden Untersuchung über die Rechtsfrage bei Cäsars Ermordung, der mag die Erklärung dafür suchen in den Erwägungen, zu welchen das erwähnte einzige Beispiel, das aus der neueren Zeit herangezogen wird, uns Anlass gegeben hat.

Dieses Argument nämlich, das uns die Kunde von *Tell und seinem Sagenkreise* bringt und uns zeigt, dass dieselbe hier in Wittenberg als verbreitet angenommen wurde, scheint einen Anhalt für Feststellung der Nationalität des Vertreters dieser Quaestio hier zu bieten. Zunächst ist es doch auffallend, dass hier im Zusammenhange mit Zitaten aus dem Altertum gleich auf die Erwähnung der römischen Decemviri dieser ausführliche Hinweis auf die Heldenthat des Schweizers folgt, der damals bereits nach der Darstellung in dem „Weissen Buche“ von Obwalden v. J. 1476 und nach den Aufführungen des Urner Tellspieles auf dem Markte zu Altorf (1511—25) allgemein als Nationalheros anerkannt und verehrt wurde.

Stellen wir nun die sichere Kenntnis der Fabel, ihre Hervorhebung in diesem Zusammenhange mit den bezeichnenden Äußerungen tiefen Hasses gegen die Gewaltherrscher zusammen, so ist wol die Ansicht zulässig, dass es ein geborner Schweizer gewesen ist, der hier seinem Gefühle Ausdruck giebt, der folgend dem Drange, Zwinglis Anregungen durch Luthers Lehren zu vertiefen, dem seit den ersten Regungen reformatorischen Geistes in Wittenberg herkömmlichen Brauche seiner Landsleute sich anschloss und hier einige Zeit sich dem Studium gewidmet hat. Dabei hat er die Gelegenheit einer wissenschaftlichen Feier benutzt, um seinem Lehrer Milichius die heikle Frage nach dem Urtheile über Cäsars Ermordung vorzulegen; sich selbst ist er darüber offenbar ganz klar, es leitet ihn nur die Absicht vor dem zahlreich versammelten Auditorium ein

offenes Bekenntnis abzulegen über die in seiner demokratisch organisierten Heimat herrschenden politischen Anschauungen.

Uns sind diese Schilderungen insofern willkommen, als sie uns ein Zeugnis dafür bieten, daß in der ganzen bisherigen Entwicklung des Schweizervolkes die Vorbedingungen für die Anschauungen liegen, welche dann der Prophet des reformierten Bekenntnisses in ein festes System bringen und in philosophischen Zusammenhang mit seinem religiösen Werke setzen sollte. Calvinischer Geist durchweht diese Darstellung, noch ehe Calvin selbst aufgetreten ist, auch dieser furchtbar energische Held des Glaubens hat nur den Auffassungen begeisterte Worte geliehen, die bereits in der Luft lagen und auf dem nationalen Boden der schweizerischen Hochebene schon Leben gewonnen hatten. Darin wiederum liegt seine Stärke, auch er hat ein kraftvoll gesundes, zum Nachdenken über die Bedingungen seiner Existenz kommendes Volk hinter sich, auf dessen Unterstützung er sicher bauen kann, weil er seinen innersten Gefühlen kräftigen Ausdruck giebt.

Da nun aber auch in dieser selben Zeit die Ausbildung der Tellsage sich vollzogen hat, die mit dem Ausmalen der tyrannischen Willkür und Härte der Gewalthaber und mit der Hervorhebung des hohen Muts eines freien Mannes auf die Vorstellungen hinweist, welche sich die Schweizer damals von dem Wesen und Charakter des deutschen Fürstentums machten, so sehen wir, wie beide Gebiete in ihrem Ausbau sich gegenseitig unterstützt haben, wie *Volkscharakter und religiöse Auffassung gemeinsam jene rücksichtslose Festigkeit dem Bekenner des Calvinismus eingeflößt haben*, welche die Schrecken einer Bartholomäusnacht zu überdauern vermochte, vor einem Alba nicht bangte und der blutigen Maria von England und dem Willkürregimente der Stuarts tapfer stand hielt. Das Luthertum im ursprünglichen Sinne seines Stifters wäre solchen Proben kaum gewachsen gewesen; war es doch auch in seiner ganzen Entwicklung durch die freundlichen Beziehungen zwischen Herrscherhaus und kirchlichen Vertretern bestimmt, dies ein Verhältnis, welches Anschauungen nach dem Muster Calvins keinen Boden gewährt hätte.

So stehen die beiden Hauptrichtungen der Reformation, jede in ihrer berechtigten Eigentümlichkeit, aus dem Boden gegebener Verhältnisse in Volk, Staat, Verfassung herangewachsen, neben einander, jede an der Stelle, welche gerade diese eigentümliche Bildung zu erfordern schien, damit Segensreiches gedeihe. Ein Calvin in Wittenberg ist ebenso undenkbar, wie Luther unmöglich als Sohn der Schweiz der unerschütterliche Held geworden wäre, als der er doch in der Geschichte des deutschen Volkes dasteht und in den Herzen der Seinen in alle Zukunft leben wird. Ist doch auch Zwingli trotz aller Ähnlichkeit der geschichtlichen Aufgabe grundverschieden von dem deutschen Reformator, ein Gegensatz, der zum Unheil ihres beiderseitigen Lebenswerkes in Marburg 1529 zu so betäubendem Ausdruck kommen sollte:

Wenn die geschichtlichen und sozialen Verhältnisse mit wirksam gewesen sind bei dem Ergebnisse, den Fürsten einen gewissen Einfluß auf die Entfaltung der jungen Kirche zu erwerben, so mussten doch auch *innere Gründe* noch hinzutreten, welche erst imstande waren der eigentümlichen Verbindung Gesundheit und Kraft in dem Grade zu wahren, daß darunter der wahre Beruf der evangelischen Kirche nicht zu Schaden gekommen ist. In dem System der lutherischen Lehre selbst muß sich eine Anknüpfung für diese Auffassung darbieten, so daß sich ohne Widerspruch die enge Beziehung beider Mächte zu einander rechtfertigt. In der That ist diese Rechtfertigung vorhanden; sie ergibt sich aus einem der Fundamentalsätze des Protestantismus, den Luther bereits in seinen Schriften über die Freiheit eines Christenmenschen und an den christlichen Adel deutscher Nation im Jahre 1520 ausspricht, daß es nämlich in der Christenheit kein Priestertum in dem Sinne giebt, als ob damit eine ganz besondere Menschenklasse eingeführt werde, die in einem innigeren Verhältnisse zu Gott stände als die übrigen Menschenkinder, sondern daß *sie alle, gleichgiltig ob Priester oder Laie, wenn sie nur von dem wahren Glauben an Gottes Gnade erfüllt sind, gleichberechtigt neben einander stehen und die gleichen Rechte haben bei Entscheidung von Fragen des Glaubens und der Kirche*. Falls nun zu diesen wahren Christen die

Fürsten auch gehören, so ist kein Grund vorhanden, sie gerade deshalb, weil sie in der Welt einem höheren Stande angehören, von den Rechten auszuschließen, welche allen gemeinsam sind.

Somit ist der evangelische Standpunkt gewonnen bei Beantwortung der *Quaestio*, die im Jahre 1533 einem jungen Doktor behufs eingehender Beantwortung gestellt ist: *an in synodo soli episcopi habeant suffragationem seu vocem decisivam in diiudicatione doctrinae an vero etiam principes prophani.*

An Bedeutung gewinnt diese Betrachtung noch durch die Thatsache, daß gerade im Sommer 1533 Gesandte des Kaisers und des Papstes hier gewesen waren in Sachen des allgemeinen Konzils, das berufen werden sollte propter controversias, quae nunc sunt apud Germanos, de rebus fidei et religionis, und daß darauf der gerade hier weilende Kurfürst Johann Friedrich mit den Doktoren der Theologie über diese Frage in Beratung getreten war. Also wieder mitten heraus aus der ernststen Lage der Zeit und aus dem Streite der Ansichten ist unsere von den Universitätsangehörigen gestellte *Quaestio* geschöpft, sie fasst in kurzen Sätzen alles das zusammen, was an Bedingungen im Sinne der Evangelischen erfüllt werden musste, wenn sie sich zur Beschickung eines Konzils entschließen sollten. *Landesherr, Vertreter der theologischen Fakultät und Universität mitsamt der Studentenschaft bilden demnach einen festgeschlossenen Organismus, der gemeinsame Interessen verfolgt und die zu ergreifenden Mafsregeln je nach der Stellung der einzelnen Glieder zum Ganzen der evangelischen Kirche in Erwägung zieht und zur Verhandlung bringt.* Die wichtigsten Fragen des Regiments werden sofort als wissenschaftliche Kontroversen vor dem Forum der gesamten Studentenschaft behandelt, als Prüfstein der gelehrten Bildung benutzt, als Examenfragen aufgestellt. *Es war ein lebendiges Austauschen der Ideen, ein regsames Herüber- und Hinüberwirken, was die beiden großen Leiter des Lebens, Staatsregierung und Universität, mit einander in der innigsten Verbindung hielt und mit schöpferischer Kraft die Ergebnisse evangelischer Gewissenhaftigkeit und Treue zu Grundformen eines neuen Daseins nach allen Richtungen des Lebens hin ausgestaltete.*

Nach den herkömmlichen Entschuldigungen (die aber hier gerade von Bedeutung sind), daß er es trotz seiner geringen Jahre als puer gewagt in diesem glänzenden Gelehrtenkreise aufzutreten, führt der Redner das gerade für diese Zeit besonders geeignete Thema ein, dessen Wert er zugleich mit dem Hinweise auf die Schwierigkeit der Entscheidung ganz besonders betont. Dann stellt er zunächst zwei wichtige *Beispiele* für die Zulassung der Laien zu den Konzilien auf in dem Hinweise auf das Konzil zu Basel, wo die Meinung obgesiegt habe, daß neben den Bischöfen auch die Priester als Gesandte der Fürsten volles Stimmrecht hätten, und auf die Synode zu Ephesus, in der neben den Bischöfen auch die Presbyter gesprochen hätten, wie Redner selbst aus einem griechischen Exemplar dieser Verhandlungen ersehen habe.

Auf dieser geschichtlichen Grundlage baut sich nun der Beweis auf, welcher mit seinem Zurückgehen auf den Quell alles Glaubens, auf Christus selbst, in den Kern der Frage eindringt und des Heilands Wort von der *Ecclesia* in echt reformatorischem Sinne auslegt als gesagt von einer *Gemeinschaft, die neben den Bischöfen umfasse aller Stände Vertreter*, soweit sie richtig zu urteilen vermöchten, fromm und unterrichtet seien, also *Fürsten und andere Laien*. Damit stimme auch das Urteil des *Paulus*, der die Gleichheit aller Christen vor Gott sogar in der Gabe der Weissagung und Erleuchtung behauptete.

Mit dieser auf dem Evangelium beruhenden Lehre der wahren Kirche stimmt dann auch überein das Verhalten der weltlichen Macht, des immer als Vorbild verehrten *Konstantin*, der die Beschlüsse von Nicäa mit unterschrieben, und des *Martian*, der mit seinem Urteile über die gleiche Berechtigung aller Gläubigen zur Entscheidung von Glaubensfragen mit der Auffassung der Evangelischen übereinkommt.

Die von katholischer Seite erhobenen Einsprüche, welche sich auf das altüberlieferte Herkommen und auf die Thatsache stützen, daß Kirche und weltliche Obrigkeit zwei verschiedene

Rechtsgebiete vertreten und dafs daher die letztere keinen Einfluss haben dürfe auf die Gestaltung der *Lehre*, werden dann beseitigt durch die Frage, in deren Sinne Luther zu Worms vor dem Kaiser und den offiziellen Vertretern des ganzen Deutschland die Freiheit des christlichen Gewissens allein betont hatte: Was soll werden, wer soll entscheiden, wenn die zum Konzil versammelten Bischöfe irren? Sollen deren offenbar falschen Beschlüssen, die dem Evangelium widersprechen, die Laien sich in stummem Gehorsam unterwerfen? Non opinor! antwortet der junge Redner und bekennt sich damit freudig zu dem lutherischen Proteste gegen die Autorität der mittelalterlichen Kirche und zu der neueren Weltanschauung, welche zum Entsetzen des ganzen Reichstages und vor allem des Kaisers spanischer Abstammung selbst aus dem wahrhaftigen und unerschrockenen Munde des unscheinbaren Mönches sich zum ersten Male der europäischen Menschheit kund gethan hatte. Getrost wird dieser Protest hier wiederholt, ist der Geist doch, aus dem er hervorgeht, in langen Jahren des Kampfes als echt bewährt, und stützt er sich doch auf den Ausspruch des Apostels, der sogar die Engel verurteilt, falls sie falsche Lehren verbreiten sollten. Dem entsprechend lautet der lutherische Schluss: *Wenn also die Bischöfe mit etwazigen falschen Beschlüssen nicht allein die Entscheidung haben, dann haben notwendigerweise auch die übrigen Glieder der Kirche irgend einen positiven Einfluss bei den Beratungen.*

Andererseits zeigt sich die Bedächtigkeit, welche Luther bei seinem ganzen Verhalten in dem langen Kampfe, zumal aber in Worms, nachdem das entscheidende Wort in der offiziellen Sitzung selbst bereits gefallen, immer bewährt hatte und mit der er damals auf die vermittelnden Vorschläge des Peutinger, Cochleus und vor allem des ehrwürdigen Erzbischofs von Trier eingegangen war, diese Gewissenhaftigkeit zeigt sich auch hier in dem Hervorheben des grossen Segens, der immerhin aus den rein bischöflichen Synoden sich entfaltet habe. Daher dürfe man nicht versuchen deren Ansehen in frevelndem Leichtsinne wankend zu machen, sondern man müsse mit der ernstesten Prüfung zu Werke gehen. Andererseits aber sei dafür zu sorgen, dafs nicht aus einer Nachgiebigkeit nach dieser Richtung hin der bösen Päpste Tyrannei befestigt werde unter dem willkommenen Deckmantel der synodalen Entscheidungen. Damit stehen wir wieder im Mittelpunkt des ganzen Kampfes, der in Luthers eigenem Herzen sich abspielte in dem Streben, das allgemeine Priestertum und die evangelische Freiheit, wie sie nach den klaren Aussprüchen der Schrift ins Leben der Kirche eingeführt werden mussten, soweit es möglich sei, zu vereinigen mit dem Überlieferten und mit den Anschauungen, in denen der Reformator selbst aufgewachsen und in deren Banne zur Zeit seines ersten Auftretens noch die ganze Christenheit gefangen lag.

In gedrängter Darstellung, aber in scharf hervortretenden Zügen führt uns also diese Betrachtung die hauptsächlichsten Erwägungen auf einem der wichtigsten Gebiete des ganzen Kampfes vor Augen, und wir sehen, wie der Einfluss der weltlichen Oberherren auf die Kirche und ihre Regierung aus der Schrift als berechtigt nachgewiesen wird. Die leidige Entwicklung welche die Verhältnisse genommen hatten, machte die Rücksichtnahme auf die Fürsten nun einmal unvermeidlich. Es kam nun darauf an, deren Einwirken auch als nach dem Evangelium zulässig nachzuweisen, damit die *dogmatische Grundlage für diese Neuerung* gesichert sei. Freilich hatte der höhere Adel in Deutschland schon seit Jahrhunderten maafsgebenden Einfluss auf Besetzung der hohen Kirchenämter und auf die Verwaltung der ausgedehnten bischöflichen Besitzungen und der reichen Klostersgüter gewonnen und hatte dadurch eine starke Stütze für seine leitende Stellung und für seine Ansprüche sich geschaffen. So waren die Kirchengüter längst in der Hand der hohen Familien und wurden vielfach in ihrem Schicksale durch den Gang der weltlichen Politik, durch die Rücksicht auf Staats- und Landesinteressen bestimmt und ist es historisch *unbegründet*, wenn man meint, *erst mit der Reformation* und ihrem Ansturm gegen das Bestehende sei den Fürsten der *Gedanke der Säkularisation* gekommen. In Wahrheit ist derselbe seit dem Augenblicke lebendig gewesen, da ein mit klarem Blicke ausgestatteter Herrscher die Mittel ins Auge fasste, mit denen beim Reichtum des Klerus dem Staatswesen dauernder Bestand gesichert werden

*könne.* So klagen schon die alten Frankenherrscher aus dem von der Kirche hochgefeierten Hause der Merovinger darüber, daß der Besitz des Klerus in seiner ungeheuren Ausdehnung eine Gefahr geworden sei für das weltliche Regiment, und der Stifter der karolingischen Dynastie, den die Salbung des Papstes gegen den Vorwurf des Thronraubes schützte, hat kein Bedenken getragen den bereits vom großen Vater eingeschlagenen Weg systematisch und konsequent weiter zu verfolgen und zu einer planmäßig durchgeführten Säkularisation eines großen Teiles der geistlichen Güter auszubauen. Dadurch erst ist dem Frankenreiche wieder die Kraft gewachsen, welche es dann unter dem großen Karl zum Segen christlicher Kultur gegenüber dem mächtig aufstrebenden Islam und dem hartnäckig ringenden nordischen Heidentume bewahren und stählen konnte. Und worauf sonst beruht denn der Glanz der drei Kaiserdynastien unserer deutschen Heldenzeit, deren Erinnerung unser Volk in den schwersten Zeiten der Schmach und Erniedrigung aufrecht erhalten hat, als auf der genialen Combination Ottos d. Gr., wonach die großen Besitzungen des Klerus die zuverlässigste Stütze des jung aufstrebenden Staatswesens geworden sind? Mit staatsmännischem Blicke erkannte der kluge Sachsenherrscher den Vorteil, der für das deutsche Königtum in der Verbindung mit dem Grundbesitz der Kirche sich darbot, damit das erforderliche Gegengewicht zu dem hartnäckig aufstrebenden Landesfürstentum hergestellt würde. Obgleich gerade an diesem Punkte das Papsttum bald den Hebel zum Umsturz des deutschen Reiches einsetzte, die freie Verfügung über den Besitz und die Machtmittel der *deutschen* Kirche haben sich die großen Kaiser trotz des wormser Konkordates doch niemals entwinden lassen, wenn sie mit der Zeit auch Italien den Päpsten ausliefern mußten. Erst den Niedergang der Zentralgewalt im sogenannten Interregnum haben die Diplomaten in Rom zur Herstellung ihrer politischen Geltung auch diesseits der Alpen benutzen können, und im Einklange mit der Wendung zum Vorherrschen des Partikularismus, die jetzt eintrat, hat Rudolf von Habsburg die altheiligen Rechte deutscher Königsgewalt kleinmütig aufgegeben.

Aber an Stelle des allumfassenden Königtums trat seitdem das *Landesfürstentum* mit seinen Ansprüchen auf volle Souveränität, auf die „Libertät“ in seinen Gebieten, und wie erfolgreich diese Politik gewesen ist, das zeigt nächst Heinrichs des Löwen Bestrebungen die feste Organisation der brandenburgischen Marken, die es nicht zuließ, daß Bischöfe und Äbte eine unabhängige Politik verfolgten und zur Reichsstandschaft gelangten. Der Zehnte blieb hier dem Staate, und der Kirchenbesitz stand unter der Aufsicht des Landesherrn. Ja, wie die Fürsten bestrebt waren, auch außerhalb ihres unmittelbaren Besitzes gelegene Kirchengüter sich zugänglich zu machen, das zeigten die vielfachen Kämpfe und Streitigkeiten um die Besetzung des magdeburger Erzbistums, dessen reiche Güter die benachbarten Fürstenhäuser durch Erhebung eines Verwandten auf den viel unwordenen Stuhl für sich auszubeuten und zu verwerten strebten und zwar schon lange Jahrhunderte, bevor der Gedanke an eine vollständige Losreißung des deutschen Genius von Rom in deutschen Herzen Wurzel gefasst hat.

Bedenken wir schließlic, daß die süddeutschen Fürsten nur durch Gestattung einer, wenn auch beschränkten Einziehung geistlicher Güter von dem Anschlusse an Luther zurückgehalten sind, und daß im Jahre 1546, als es sich um festes Zusammenhalten im Kampfe gegen die Evangelischen handelte, der Papst selbst dem Kaiser die Hälfte von den Einkünften der spanischen Kirche überließ und den Verkauf bedeutender Kirchengüter gestattete, so schwindet jede Berechtigung zu dem so oft gegen die Reformation erhobenen Vorwurfe, als ob sie erst die Säkularisation veranlasst und durchgeführt habe. Vielmehr ist der Gedanke an eine Unterwerfung des geistlichen Besitzes unter die weltliche Gewalt so alt wie der Gegensatz zwischen Staat und Kirche, der sofort hervortreten mußte, als die Geistlichkeit nach Befreiung ihrer Angehörigen von den staatlichen Leistungen zu streben begann und gestützt auf ihren himmlischen Beruf überhaupt eine Sonderstellung auch im Staate beanspruchte. Seine Durchführung ist wiederholt dann eingetreten, wenn der Besitz der Kirche aus einem Segen für das Volk ein Ballast geworden war, der überall

eine freie Entfaltung der materiellen Kräfte behinderte, wenn dadurch ganze Gebiete, aus der Verbindung mit der Nation losgelöst, sträflichen Sonderinteressen dienstbar gemacht waren und der Klerus in keiner Weise mehr seine Regierungsaufgaben erfüllte. Dann brach der ganze bunte Aufbau elend zusammen und fiel den Kräften zum Opfer, welche im verständigen Eingehen auf die Forderungen der Zeit in anderen Bahnen des deutschen Volkes Geschieke weiter zu entwickeln sich berufen fühlten. Waren doch diese selben Ursachen ohne allen Einfluß religiöser Ideen gerade wie dereinst unter Pippin, dem Frankenherrscher, wirksam bei der Beseitigung der letzten Reste mittelalterlicher Herrlichkeit, als der Reichs-Deputations-Hauptschlufs vom Jahre 1803 mit einem Schlage hunderte von Quadratmeilen den Kirchenfürsten ohne weiteres nahm und sie unter die weltlichen Herren zum Eigenbesitz verteilte. Wenn Luther nun auch, wie Friedrich d. Gr. es drastisch ausdrückt, der Nation ihr Eigentum zurückgegeben hat, so hat er doch am allerwenigsten bei Beseitigung des Kirchengutes und bei Aufhebung der Klöster selbst an die Bereicherung der weltlichen Fürsten oder gar des eigenen Landesherrn gedacht; diese Wendung ergab sich vielmehr aus der eigentümlichen Gestaltung der damaligen Reichsverhältnisse, welche in den Landesherrn die einzige Stütze der jungen Organisation erkennen liefs, ohne deren energische und starke Teilnahme eine Verwirklichung der Kirchenverbesserung wider den Willen der spanischen Weltmacht unmöglich sei.

In diesem Fürstentum mit seinem herrischen Streben nach unbeschränktem Walten innerhalb des ererbten Machtbereiches war nun von jeher eine Politik maßgebend, welche vollständig mit den weltlichen Ansprüchen der Kirche aufzuräumen gedachte und nichts wissen wollte von Immunität und Absonderung ganzer großer Liegenschaften von der Hoheit des Landesherrn. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn schon im 14. Jahrhundert Rudolf IV. von Oestreich, jener energische Habsburger, der unter den Ersten die neue Aufgabe des Landesfürstentums verstand und angegriffen hat, den charakteristischen Ausspruch that: „In meinem Lande will ich Papst, Erzbischof, Bischof, Archidiakon und Dekan sein!“ Und sogar von dem leidenschaftlichsten Gegner Luthers, Herzog Georg von Sachsen, ist die Aufserung überliefert, in seinem Lande sei er allein Papst, Kaiser und Hochmeister. Gedanken also, welche im Geiste der Zeit längst lebendig waren und zum Teil schon Einführung in das Staatswesen gefunden hatten, werden in der lutherischen Landeskirche zu allgemeinerer Geltung gebracht und in der Säkularisation verwirklicht behufs Kräftigung des modernen Staatswesens mit seiner geordneten Verwaltung und seinen Anforderungen an die gleichmäßige Teilnahme aller Staatsbürger.

Immerhin war diese ganze Frage der Säkularisation mit ihrer Einwirkung auf die mannigfaltigsten Interessen damals von großer Bedeutung und wäre es daher auffallend, wenn die Beschäftigung der Jugend mit allerlei augenblicklich einflussreichen Verhältnissen nicht auch auf diesen Gegenstand gelenkt wäre. In der That stellt ein junger Student dem Pastor Joachim Morlin aus Arnstadt bei seiner Promotion zum Doktor der Theologie die Frage, ob die *der Kirche zum Unterhalt der Diener des Evangeliums und zur Pflege der Wissenschaften geschenkten Einkünfte solchen Leuten entzogen werden dürften, die träge und gottlos seien und das Evangelium selbst anfeindeten*. Hier tritt das Bestreben hervor, die durch die Verhältnisse längst gebotene und ganz unzweifelhaft gerechtfertigte Maßregel nun auch nach der wissenschaftlichen Seite hin an der Hand der Geschichte und der Denkgesetze als ordnungsmäßig vollzogen nachzuweisen, und nicht unwichtig scheint dabei der Umstand zu sein, daß diese ganzen Betrachtungen angestellt sind unter dem Dekanat des Doktor Martinus Luther, der auch am 16. September 1540 die feierliche Handlung der Promotion als Vorsitzender geleitet coram tota universitate und demnach doch auch auf die Stellung der Themata und auf die Art ihrer Behandlung einen maßgebenden Einfluß gehabt hat. Was also im Folgenden von dem puer vorgetragen wird, das ist zumeist anzusehen als die eigene Ansicht Luthers oder doch wenigstens als eine Auslassung, die mit seiner eigenen Anschauung über die wichtige Angelegenheit nicht in geradem Wider-

spruche steht. Ist doch auch sonst diese ganze Quaestio in einem Tone gehalten, der den lutherischen Geist rein und klar zum Ausdruck bringt. So geht sie nach Hervorhebung der Pflichten, welche nach des Heilandes Gebot den Kleinen gegenüber erfüllt werden müssen, von dem pädagogischen Grundsatz aus, daß die Lehrer eine verfälschte Lehre nicht darbieten dürfen, damit nicht die herrenlosen Seelen Christus entfremdet werden, und schließt daran die Forderung, der Unterrichtende solle bewähren Bildung (eruditionem), Freiheit von allem geschraubten, verkünstelten Wesen (simplicitatem), Genauigkeit in der Bezeichnung der Gegenstände (proprietas), Klarheit und leichte Verständlichkeit der Darstellung (perspicuitatem). Gesteigert müsse die Sorgfalt der Erzieher aber gerade jetzt werden durch den Hinblick auf die rings drohenden Gefahren, die nur gemildert werden können durch eine gute Erziehung des Nachwuchses, der Pflanzstätte der Kirche. Nach dieser scharfen Betonung der Bedingungen, auf welche es immer wieder bei dem Reformwerke ankomme, wird nun sofort das Bedenken abgewiesen, welches gerade vom lutherischen Standpunkte aus gegen die Einziehung der Kirchengüter erhoben werden könnte. Habe doch auch, obgleich die Waffen der wahren Kirche nicht von dieser Welt (carnalia) sind, Augustin selbst die Übertragung der Donatisten-Güter auf die Orthodoxen genehmigt; außerdem gingen ja nicht die Angehörigen der vera ecclesia selbst gegen die ungerechten Besitzer des ihnen allein gebührenden Eigentums vor, sondern dies sei die Aufgabe der politischen Behörde, welche die Pflicht habe die gottlosen Kanoniker als Räuber und Vergewaltiger zu strafen.

Schließlich aber verlangt die eigene materielle Not der wahren, daher allein in Frage kommenden Kirche gebieterisch ein ernstes Vorgehen, wenn nicht die guten Hirten und die bedürftigen Schüler Hungers sterben sollen, so daß Kirche und Staat der befähigten Arbeiter und Vertreter entraten müssten. Dann geht die Darstellung über zu der eindringlichen Mahnung, die Drohnen, welche die Kirche nur verwüsten, von den Früchten zu vertreiben und giebt ein lebendiges Bild der trefflichen Beanlagung der hier versammelten Jünglinge, die ihre Studien aufgeben müssen, wenn der Staat ihnen die weiteren Mittel nicht gewährt. Gott selbst und die Kanones schreiben diese Pflicht vor, daß der Staat bei solcher Lage helfen müsse aus den reichen Mitteln der Kirche.

Wir sehen, daß trotz der Gunst der Umstände und der darauf gerichteten Bestrebungen der Fürsten selbst hier in dem seit 20 Jahren reformierten Sachsen die Säkularisation bei weitem nicht vollständig durchgeführt war; ein großer Teil der Güter war offenbar noch in den Händen der alten Besitzer, namentlich der Mönche, deren Hintritt man abwarten musste. So maßvoll verfuhr der Staat bei Durchführung eines Wechsels, zu dem er sich nun einmal für durchaus berechtigt hielt. Sicher ist hier der lutherische Grundsatz von Einfluss gewesen, daß alle Vergewaltigung dem neuen Werke fern bleiben müsse, daß es vielmehr die höchste Ehre und die beste Garantie für den Bestand desselben sei, wenn die Herzen sich freiwillig zu dem lauterem Evangelium bekennen. War doch so der Hergang in Wittenberg selbst vor allem bei dem Übertritt in die neuen Verhältnisse gewesen. Aber andererseits hielten trotz der durch das Wesen der guten Sache gebotenen Milde die Professoren pflichtgemäß ihre Augen scharf auf den angeregten Übelstand gerichtet. War doch auch die Dotation der Universität von Anfang an nicht allzu hoch und wurde seit der immer mehr steigenden Verteuerung aller Bedürfnisse, welche infolge Auffindung der neuen Seewege eingetreten war, die Not immer schmerzlicher empfunden. Daher schritt denn auch die Einziehung des Kirchengutes immer weiter fort; freilich ist unserer Universität nicht viel mehr davon zugute gekommen, denn nur wenige Jahre nach dieser Mahnung trat die längst befürchtete Katastrophe ein, die mit dem Wechsel des Landesherrn auch eine Abschwächung des Interesses der Regierenden für die Geburtsstätte der Reformation im Gefolge hatte. Wenn auch der Kurfürst August behufs Unterbringung aller 150 Stipendiaten einen umfassenden Umbau mit dem alten Augustinerkloster, das er Luthers Erben wieder abgekauft hatte, vornehmen und den Vorderbau, der daher seinen Namen trägt, auführen liefs, so können wir doch aus vielen Anzeichen eine allmählig fortschreitende Erkaltung der alten Zuneigung erkennen. Hatten doch die Albertiner

ihre Landesuniversität seit 1409 in Leipzig, während die depossedierten Ernestiner bei ihrem Abzuge die mühsam zusammengebrachte Universitätsbibliothek mit nach Jena zu nehmen nicht versäumten, geschweige daß sie fernerhin irgend ein Interesse für den alten Sitz der Reformation gehabt hätten. Musste doch der Name Wittenberg nur die schmerzlichsten Erinnerungen an der einstigen Glanz der Herrschaft und an geschwundene Macht des Einflusses in ihnen erwecken. Auch lag es in den Verhältnissen, daß die Landesherren immer seltener im hiesigen Schlosse Hof hielten, und als dann die harte Prüfungszeit des großen Krieges mit Angst und Not überstanden war, da trieb ein unglückseliges Wiederaufnehmen der alten Großmachtspolitik diesen Zweig der Wettiner sogar dem Katholizismus in die Arme, und damit war das Schicksal des Kurhauses sowohl wie die Zukunft Wittenbergs entschieden. Es hat den Anschein, als ob dieser Name von der Vorsehung ausersehen sei für ein nur einmaliges Aufleuchten in der Finsternis, um schnell wieder verschwindend doch dauernd die Richtung zu bezeichnen, in der sich die Befreiung der Menschheit von Aberglauben, Herzenshärte und Oberflächlichkeit zu vollziehen habe.

Je mehr wir aber eindringen in das Verständnis der damaligen Verhältnisse und der kranken Zustände, an denen unsere edle Nation dank der Dienstbarkeit unter Rom seit Jahrhunderten zu leiden hatte, um so mehr wallt uns das Herz auf in Gefühlen der Dankbarkeit gegenüber dem Helden, der die Bahn gebrochen und ohne alle Rücksichten auf irdische Ziele und Bestrebungen das religiöse Gefühl allein zunächst geläutert hat, damit von diesem festen Grunde aus die Erlösung weiter auch auf andere Gebiete des Lebens fortschreiten und hier gleichfalls Segen stiften könnte.

Daß diese Wertschätzung des großen deutschen Mannes damals schon in Ländern und Kreisen, welche dazu angethan waren eine unabhängige Meinung sich zu entwickeln, herrschend gewesen ist, das beweist uns jene gigantische Idee des englischen Dichters *Marlowe*, der dem Genius Shakespeares die Bahn geöffnet hat. Er *läßt seinen Faust mit dem Plane umgehen, ganz Deutschland mit einem Walle von Erz zu umgürten und den Rhein herüberzuleiten, so daß er flösse rings um Wittenberg*. In diesem Gedanken ist mit dichterischer Plastik dargestellt die enge Beziehung, die zwischen dem Rheine als dem Bilde deutscher Kraft und deutscher Unabhängigkeit einerseits und der Reformation andererseits besteht, durch welche die nationale Eigentümlichkeit unseres Volkes ihren reinsten Ausdruck und damit die nachhaltigste Kräftigung zum Widerstande gegen das Romanentum gefunden habe. Den Kampf also, welchen Carl V. gestützt auf seine ungeheuren Machtmittel zunächst im Interesse seines Hauses in den linksrheinischen Gebieten unternahm, diesen Weltkampf erfolgreich fortzuführen, dazu hat die von Luther ausgehende Erneuerung des Geistes unser Volk befähigt, und kein Zufall ist es, wenn mehr und mehr der protestantische Norden die Leitung der nationalen Geschicke übernimmt und wenn die Hohenzollern in die umfassende Aufgabe der nationalen Verteidigung hineinwachsen.

Nachdem Kolumbus der Menschheit eine neue Welt geschenkt hatte, die frei von den Mängeln und Fehlern der alten in lichter Jungfräulichkeit der Salzflut zu entsteigen schien, ist der Mönch von Wittenberg der Schöpfer einer neuen Geistesrichtung geworden, welche im Fortgange der Zeiten der ganzen Menschheit zugute kommen, aber nicht am wenigsten auf die Geschicke Amerikas einwirken sollte. Und wenn die ritterlichen Konquistadoren kühn den Ozean mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen durchkreuzen, wenn Kopernikus die Himmelsräume durchmisst, das Gewirre des Weltalls löst und nach festen Gesetzen bestimmt, dann sehen wir den reformatorischen Denker mit Erfolg bestrebt in den zur Leitung der Nation berufenen Geistern Gedanken anzuregen, deren weitere Ausarbeitung dem leeren Dasein wieder Reiz gegeben und zu immer tieferem Eingehen auf die inneren Zusammenhänge des Lebens geführt hat. Zunächst beobachten wir diese Wirkung an dem höheren Schwunge, den alle Gedanken jetzt nehmen, und an dem Streben, nach höheren allgemeinen Gesichtspunkten die Lebensführung zu bestimmen. Auf politischem Gebiete ist es zuerst die große Idee des Staates und des alle umfassenden Gemeinwohls, welche endlich

einmal wieder in den Vordergrund tritt, nachdem sie dem Geiste kleinlichen Eigennutzes und der Zersplitterung seit Jahrhunderten verloren gegangen war.

Aus dieser höheren Auffassung ist hervorgegangen jene Verfügung vom Jahre 1540, in welcher der Rektor Georg Curio, medicinae doctor, die Studenten zu ernster Pflege der Wissenschaften aus dem Grunde ermahnt, weil die *Rücksicht auf die Respublica und auf die communis salus diese Anforderung an diejenigen stelle, welche dereinst zur Leitung berufen würden*. Weiterhin müsse die Jugend sich von den nichtigen Vergnügungen abziehen lassen durch die Richtung auf den Ruhm, auf die Erhaltung des öffentlichen Friedens, auf die Pflicht den andern Ständen ein Beispiel guter Zucht vorzuführen. Denn wahr und wahrhaftig gelte der Satz, daß der Mensch nicht nur geboren wird, um seine eigenen Ziele zu verfolgen, sondern damit er thätig sei zur Ehre Gottes und zum Heile des Staates.

So werden die großen allgemeinen Interessen mit Wärme und Nachdruck in den Vordergrund gestellt, der Jugend edle Aufgaben geboten und dem ganzen deutschen Volke endlich einmal wieder große Zwecke vor Augen gehalten, für deren Erreichung mit allen Kräften zu ringen und zu schaffen sich doch wenigstens verlohnte. Daß die wissenschaftlichen Leiter der Universität sich voll und ganz dieser Aufgabe bewusst gewesen sind, das geht aus der häufigen Wiederholung ähnlicher Gedanken hervor, und darauf weisen auch unsere Quaestiones hin, welche in einer langen Reihe von Darstellungen die Pflicht gegen Staat und Gesellschaft ausführlich behandeln und namentlich bei Kollisionen den richtigen Weg stets nach Maßgabe einzig und allein des allgemeinen Wohles fest und rückhaltslos bestimmen. Daher ist Friedrich d. Gr. Oeuvres I, 17 berechtigt zu dem Ausspruche, Luther habe die Bürger dem Vaterlande zurückgegeben. Es regt sich überall eine wärmere Auffassung für allgemeine Interessen, und es tritt eine gesteigerte Teilnahme dafür erfreulich hervor.

Demgemäß fällt in der *Frage nach der Berechtigung Achills zur Berufung der bekannten Volksversammlung* die Antwort deshalb im bejahenden Sinne aus, weil den feurigen Helden die Liebe zum Gemeinwohl zu seinem dem Buchstaben des Gesetzes nach unbotmäßigen Beginnen getrieben. Denn edelgesinnten Männern, heißt es hier, ist es das willkommenste, wenn sie dem Staate nützen und das Wohl anderer in gerechter Sache vertreten können. Achill aber musste um so mehr zum Eingreifen sich angetrieben fühlen, weil Agamemnon, der Imperator, durch die schimpfliche Abweisung des Priesters sich eines Frevels gegen die Religion schuldig gemacht hatte. Damit ist der griechische Heros aber ein treffliches Vorbild für jeden tapfern Verfechter der lauterer Lehre in der Gegenwart: „Ist es doch auch jetzt“, sagt der Vortragende, Magister Reinhold aus Zwickau, „ein Zeichen heldenmütiger Gesinnung, wenn man die wahre Religion und Kirche gegen das willkürliche Gebahren der großen Könige (summorum Regum) schützt.“ Der Gegensatz gegen den mächtigen Kaiser, der stets als drohender Geist über Leben und Gedeihen des deutschen Protestantismus schwebt, tritt überall in den Bekanntmachungen hervor, beherrscht selbst das Denken der Gelehrten bei der Lektüre Homers. Selbst hier, auf diesem neutralen Gebiete der herrlichsten Poesie, finden sie Gedanken und Anschauungen, welche auf die eigene trübe Lage angewendet oder in irgend eine Beziehung dazu gesetzt, sie zum mutigen Ausharren in der schweren Prüfung ermahnen und dem bedrängten Gemüte Halt und Erhebung für den seit Jahrzehnten drohenden, schliesslich doch als unvermeidlich erkannten Kampf darbieten. Denn wie Achill opferwillig für seine Freunde litt, so sollen auch unsere Heroes freudig bereit dazu sein, die Ehre Gottes und das Heil der Kirche zu verteidigen. Dabei erfreut uns zugleich die Beobachtung, daß man das in der ganzen Zeitrichtung liegende Bestreben, überall her aus dem Borne der erst jüngst wieder zugänglich gewordenen Klassiker Samenkörner der Belehrung zu sammeln, auch auf den Homer ausgedehnt hat, daß man in diesen lauterer Quell poetischen Geistes einzudringen sich bestrebt, um neben Kenntnis der Sprache und ihrer Gesetze sich auch das sachliche Verständnis der geschilderten Verhältnisse zugänglich zu machen und

jene so fernen Zeiten mit wachsendem historischem Sinne in ihrem charakteristischen Wesen zu verstehen.

Derselbe Gedanke, der tiefer gefasst zu dem von Luther in seinem ganzen Leben stets bethätigten Grundsatz führt, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, wird in der folgenden Quaestio in seiner Geltung auf dem religiösen Gebiete behandelt. Im Anschlusse an die Frage, *ob jener Nikomedier recht gehandelt, das Edikt des Kaisers Diokletian über die Christenverfolgung vor den Augen des Volkes zu zerreißen*, wird der Grundsatz aufgestellt, daß es einen Frevel gegen die Gottheit bedeute, wenn man nicht offen der Tyrannen grausames Gebahren gegen das Evangelium verurteile.

Diese Vorschrift hat Luther bereits verfochten, als er zum ersten Male sich an die Vertreter der deutschen Nation in seiner Rede an den christlichen Adel wandte, und sein ganzes Leben hindurch hat er an diesem echt evangelischen Grundsatz festgehalten, und wir haben oben bereits gesehen, daß damit das Gebot des Gehorsams gegen die Obrigkeit durchaus nicht im Widerspruche steht.

Weiter geht aber dann in dieser Abhandlung der Satz, daß der *Widerstand gegen offenbare Grausamkeit nicht bedeute eine Verletzung der Majestät*. Eine solche Äußerung kann nur hervorgehen aus einer ihrer Manneswürde stolz sich bewussten Seele, welche der Überzeugung lebt, daß die Rechtsverletzung die menschliche Würde der Christen, die vor Gott alle gleich sind, in ihrem innersten Wesen beleidige und sie überhaupt in ihrer Geltung in Abrede stelle. Wir erkennen den engen Zusammenhang, in welchem diese Wertschätzung der freien Manneswürde mit der Grundanschauung unseres Reformators steht, der ja durch seine Bibelübersetzung und durch die Lehre von dem allgemeinen Priestertume aller Gläubigen dem Christen die eigene Verantwortlichkeit für sein Thun wieder zum Bewusstsein gebracht und ihm das Mittel gereicht hat die gelöste unmittelbare Verbindung des gläubigen Herzens mit Gott wieder herzustellen.

Was aber weiterhin diese Lehre mit den Grundgedanken Luthers in Zusammenhang gebracht hat, das ist die Wertschätzung der Gebote der Milde und humaner Rücksicht, die aus der unbedingten Verurteilung aller Grausamkeit und Willkür so deutlich hervortritt. Diese echt menschliche Auffassung hat seitdem im Gegensatze zu der bis dahin allgemein geltenden Geringschätzung der menschlichen Einzelexistenz unsere Anschauungen soweit von dem mittelalterlichen Wesen getrennt, daß es uns schwer wird uns in eine Zeit zurückzusetzen, da man mit Feuer und Schwert gegen Andersgläubige vorzugehen für Pflicht hielt.

So erklärt sich nun auch von dieser Seite Luthers Zustimmung zur Abschließung des gegen des Kaisers Majestät gerichteten schmalkaldischen Bündnisses und ist der Vorwurf, er habe sich dabei eines Widerspruches in seinem Verhalten schuldig gemacht, nicht gerechtfertigt. In dem Kaiser, der in den Klauen des Satan, in der willenlosen Dienstbarkeit des Papstes und irdischer Rücksichten befangen, daher nirgends seiner Entschlüsse mächtig sei, konnte der offene Sinn des deutschen Mannes nicht die Obrigkeit verkörpert finden, welcher der Christ nach den Weisungen seines Herrn und Meisters Gehorsam schulde. Die dafür erforderlichen Bedingungen erfüllte ihm vielmehr der Landesherr, der infolge seiner engen Verbindung mit der Kirche und dank der evangelischen Auffassung seiner Pflichten immer mehr in seinen Beruf, den Seinen ein treuer Hüter gegen Gewaltthat und ein sorgsamer Führer zu den Segnungen des Himmelreiches zu sein, sich einlebte und damit dem Ideal eines wahren Landesvaters nacheiferte.

Durch diese Entwicklung ist das protestantische Landesfürstentum der feste Halt unserer Nation geworden in den schwersten Zeiten der Prüfung und hat es sich das Verdienst erworben, den Bestand der protestantischen Freiheit und all der deutschen Güter, die damit zusammenhängen, durch die schweren Anfechtungen der Folgezeit hindurch gerettet zu haben. Ein Bild dieser erhabenen Stellung des Fürstentums, gegen dessen Pflichtvergessenheit Luther im Anfange seines Auftretens noch die schwersten Vorwürfe zu schleudern allen Anlaß hatte, bietet uns unter anderem des

Herzogs August von Braunschweig-Lüneburg 1651, also gleich nach Abschluss der entsetzlichsten Kriegsnot, erlassene Schulordnung, welche auf der Anschauung beruht, das „Unser hohes Landes-Fürstliches Amt darin vornehmlich bestehe, das Unsere von *der Göttlichen Majestät uns so hoch anvertraute Untertanen* dergestalt mögen dirigiret werden, damit Sy in *einem Tugendhaften gutem Leben und Wandel gegen Gott sich selbst* und alle ihre Neben-Untertanen *alhy in dieser Zeitlichkeit in gutem Friede, Ruhe und Sicherheit so vyl möglich leben und nachgehends der ewigen Wolfart sich zu getrösten haben mögen.*“ Und gar der Special- und sonderbare Bericht über die gothaer Schulverhältnisse vom Jahre 1642, zeigt er nicht dasselbe Streben schon mitten im wilden Getümmel des Krieges?

Woher sollte dem deutschen Bürger Ehrfurcht und Respekt kommen, wenn er mit solcher Auffassung des fürstlichen Berufes das Auftreten des Kaisers verglich, das gerade da am meisten den Stempel der Gewaltsamkeit trug, wo es sich um Habsburgs Hausinteresse oder Spaniens Weltstellung handelte? Da ist es doch wol erklärlich, das die Vorstellung von der Ungesetzlichkeit des Widerstandes gerade in echt christlichen Herzen immermehr verschleiert werden musste.

Das sich nun aber in der That in der geschilderten Weise die politischen Mächte des deutschen Reiches auffassen ließen, davon liegt die Ursache in der sonst so verhängnissvollen Zersplitterung, die nach dieser Richtung hin dem Aufblühen des freien Geistes moderner Weltanschauung wiederum so überaus förderlich geworden ist.

Mit Berufung auf diese eigentümliche Entwicklung der deutschen Reichsverhältnisse konnten die in ihren religiösen Anschauungen vom Kaiser abweichenden Fürsten einen Sonderbund stiften, wie ihn die rheinischen, die schwäbischen Städte und Fürsten dereinst ohne Bedenken geschlossen, und wie ihn immer noch in hoher Blüte und mit reichen Kräften die Hansa darstellte. Was uns aber dieses politische Gebilde der Schmalkaldener so interessant macht, das ist die religiöse Grundlage, auf der es beruht und vermöge deren Elemente mit einander in die engste Verbindung treten, welche seit Jahrhunderten in bitterer Feindschaft sich gegenüber gestanden hatten. Das freundschaftliche Zusammengehen eines Georg von Anspach mit dem Rate von Nürnberg giebt uns einen Fingerzeig für die versöhnende und einigende Kraft des Evangeliums. Hätte sich dieser Weg weiter verfolgen lassen, wären im schmalkaldischen Kriege die Städte nicht, nachgebend den finanziellen Beziehungen zu dem spanisch-indischen Geldmarkte, von dem Bunde mit den protestantischen Fürsten kleinmütig zurückgetreten, vielleicht könnte heute nicht mehr von der gegnerischen Seite der Vorwurf gegen das Luthertum erhoben werden, das es die verhängnissvolle Kluft, welche unsere Nation durchsetze, noch erweitert habe. Sie wäre überbrückt, freilich zum Heile unseres Volkes in einem den hierarchisch-romanischen Tendenzen gerade entgegengesetzten Sinne!

Aber bei genauerer Kenntnis des Entwicklungsganges, welchen der Gedanke von der Berechtigung, ja von dem Gebote des Widerstandes gegen frevelhafte Vergewaltigung in den Ansichten der Völker genommen hat, lässt sich auch daraus kein Vorwurf gegen Luther gestalten, das er es hier an Konsequenz habe fehlen lassen und das sich ein verhängnissvoller Widerspruch zwischen theoretischen Aufstellungen und ihrer Verwirklichung im Staatsleben herausstelle. Beruht doch gerade darauf zumeist die Schwäche der kalvinischen Kirche, das ihre starre Lehre von der Berechtigung des Widerstandes gegen Tyrannei in dem eigentlichen Volke, in den großen Massen der Nationen keinen Eingang hat finden wollen. An dem Widerwillen der Franzosen gegen den revolutionären kalvinischen Adel ist die lange Zeit gehegte Hoffnung, dieses einflussreiche Land für die protestantische Idee ganz zu erobern schliesslich vollständig gescheitert. Nur die höchste Übertreibung von Gewaltherrschaft und Willkür, die zu verwirklichen einem Alba mit seinem beschränkten Fanatismus vorbehalten war, hat in einem langen verzweiflungsvoll geführten Kampfe erst allmählig die Holländer zum freiwilligen Verzicht auf die Zugehörigkeit zur spanischen Weltmacht getrieben. Vielmehr hat sie Philipp selbst durch die schnöde Verletzung aller landes-

herrlichen Pflichten zu diesem äußersten Entschlusse gezwungen. Er selbst hat sie hinausgetrieben aus dem Verbande des spanischen Gemeinwesens. Und in England hätte Calvins Bekenner dasselbe Schicksal ereilt, das sie in Frankreich betroffen hat, wenn nicht der Puritanismus den gewaltigen Herrschergeist eines Cromwell zum Gewaltherrn befähigt und erhoben hätte. Sein Geist rifs die Gefährten mit fort zu dem Wagemute, im Kampfe gegen das gleichfalls viele Blößen bietende Königtum vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückzuschrecken. Die große Masse der Bevölkerung aber war diesem Wesen ferngeblieben, sie ließ geschehen und geduldig über sich hereinbrechen, was sie nicht abzuwenden vermochte, ohne den Entschluß zum Widerstande finden zu können. Die Fesseln des strengsten Calvinismus lasteten ebenso bedrückend auf ihr, wie früher die Tyrannei der Stuarts, sie wurden nur getragen, weil des Protector's Politik die nationalen Bestrebungen zu begünstigen wusste und das Interesse des Volkes in Handel und Industrie zu fördern verstand.

So sind die gegen das Recht des Königtums und gegen seine unbedingte Machtvollkommenheit sich erhebenden Gedanken in der Reformationszeit niemals Eigentum eines ganzen Volkes gewesen in dem Grade, daß man sagen könnte, irgend ein bisher von einem Monarchen beherrschtes Volk habe sich gegen seinen Herrn aufgelehnt, sondern entweder hat die äußerste Verzweiflung zu Gewaltschritten getrieben oder nur ein kleiner Kreis fanatisierter und durch die neuen Ideen entflammter Geister hat den Kampf aufgenommen. Den Tyrannenmord ausdrücklich in das System religiöser Vorschriften aufzunehmen, das ist erst dem gerade in jener Zeit entwickelten Jesuitenorden mit seiner schlaun Dialektik vorbehalten geblieben. Erklärlich ist es daher bei diesem Stande der Anschauungen damaliger Zeit, wenn Luther wol in der theoretischen Darlegung seiner Lehre den Widerstand des freien reinen christlichen Gewissens gegen rohe Gewalt und blinde Willkür zulässt, aber in der praktischen Politik nur langsam und ungern zu ernsterer Opposition sich entschließen mag, zumal in Fragen, welche mit dem rein Religiösen nicht aufs engste zusammenhängen. Auf diesem letzteren Gebiete dagegen weiß er in Marburg so gut wie in Worms rücksichtslos und bestimmt aufzutreten und zu handeln, hier im Religiösen liegt ja seine eigentliche Kraft und Bedeutung.

Was war es aber auch für eine wechselvolle Zeit mit ihren schwankenden Verhältnissen, als es sich handelte um die allseitige Durchführung der mit Luthers Lehre ins Völkerleben eingetretenen modernen Weltanschauung! Wie schwer musste es damals den Männern, die mitten inne standen im Gähren der Geister und das Steuer der Zeit zu führen hatten, doch werden, klaren Blick und Festigkeit des Urteils sich zu bewahren, wo uns heute noch, nachdem die reiche Entwicklungsphase abgeschlossen vor uns liegt, ein sicherer Überblick über die hauptsächlichsten Ereignisse und ihre Bedeutung wegen der Größe des Feldes kaum erreichbar scheint! Auch wir müssen uns damit begnügen, im Vorstehenden nur ein eng begrenztes Feld behandelt zu haben. War es doch nur unsere Absicht, an einer einzelnen Lebensäußerung unserer Universität, an den so unscheinbaren Quaestiones und an einigen Bekanntmachungen, der Professoren das Erwachen eines neuen Geistes zu belauschen und auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und politischen Anschauungen die ersten Regungen des modernen Genius zu beobachten, der hier in Wittenberg zuerst seine Schwingen geprüft hat zu dem überall Leben und Thätigkeit weckenden Fluge über den Erdkreis.